



Edgar Rice Burroughs Piraten der Venus

Auf dem zweiten Planeten gestrandet

Für Carson Napier, den amerikanischen Astronauten, gibt es keine Rückkehr zur Erde mehr. Seine Versuchsrakete, mit der er ursprünglich den Mars ansteuern wollte, ist auf der Venus zerschellt.

Er selbst hat den Absturz seines Raumfahrzeugs nur durch einen glücklichen Zufall überlebt. Doch Carson rechnet sich keine große Chance aus, den tödlichen Gefahren des wilden Planeten, wo jeder gegen jeden kämpft, auf die Dauer zu entgehen.

EDGAR RICE BURROUGHS

Der Autor wurde 1875 geboren und verstarb im Jahre 1950. Obwohl er erst im Alter von fünfunddreißig Jahren zu schreiben begann, errang er in kurzer Zeit schriftstellerischen Erfolg. Neben seinen Tarzan-Romanen wurden vor allem seine Marserzählungen und sein Vierbändiger Venus-Zyklus (ab 1934 entstanden) bekannt, deren ersten Band wir in der Heyne-Reihe SCIENCE FICTION CLASSICS hier vorlegen. Der zweite Band erscheint unter dem Titel >Auf Venus verschollen als Heyne-Buch Nr. 3192. Die Bände drei und vier sind in Vorbereitung.

Edgar Rice Burroughs Piraten der Venus

HEYNE-BUCH Nr. 3188 im Wilhelm Heyne Verlag, München 1970

ISBN: n/a

ebook 2003 by BOOKZ 'R' US

Dieses Ebook ist nicht zum Verkauf bestimmt!

SCIENCE FICTION

EDGAR RICE BURROUGHS

PIRATEN DER VENUS

Ein klassischer utopischer Roman

Deutsche Erstveröffentlichung

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 3188
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe

PIRATES OF VENUS

Deutsche Übersetzung von Thomas Schluck

Copyright © 1932 by Frank A. Munsey Company

Printed in Germany 1970

Umschlag: Atelier Heinrichs & Bachmann, München

Gesamtherstellung: H. Mühlberger, Augsburg

Inhalt

Kapitel 1	5
Kapitel 2	20
Kapitel 3	37
Kapitel 4	61
Kapitel 5	77
Kapitel 6	99
Kapitel 7	120
Kapitel 8	138
Kapitel 9	155
Kapitel 10	170
Kapitel 11	188
Kapitel 12	202
Kapitel 13	222
Kapitel 14	240

1

»Wenn am Dreizehnten dieses Monats um Mitternacht eine weißgekleidete Frauengestalt Ihr Schlafzimmer betritt, beantworten Sie bitte diesen Brief – andernfalls nicht.«

Als ich das Schreiben so weit gelesen hatte, wollte ich es schon in den Papierkorb werfen, wie ich es bei verrückten Zuschriften dieser Art zu tun pflegte, aber aus irgendeinem Grund las ich weiter. »Wenn Sie von der Gestalt angesprochen werden, merken Sie sich bitte ihre Worte und wiederholen Sie sie mir in Ihrer Antwort.« Vielleicht hätte ich das Schreiben zu Ende gelesen, wenn in diesem Augenblick nicht das Telefon geläutet und mich auf eine Vereinbarung hingewiesen hätte, um die ich mich sofort kümmern mußte. Ich sprang auf und ließ den Brief in einen der Körbe auf meinem Schreibtisch fallen; zufällig war es der Korb, aus dem sämtliche Schriftstücke in die Ablage wanderten. Normalerweise wäre die Angelegenheit damit erledigt gewesen, und ich hätte

niemals wieder an den Brief gedacht, wenn mich die Ereignisse des Dreizehnten nicht abrupt daran erinnern hätten.

In den Tagen nach dem Eingang des Briefes war ich außerordentlich angespannt. Am Abend des Dreizehnten schwirrte mir der Kopf von den Einzelheiten einer schwierigen Grundstückstransaktion, und ich konnte kaum einschlafen. Meine Gedanken kreisten um notarielle Beglaubigungen, Grundstücksurkunden und Restkaufgeldforderungen. Was mich schließlich weckte, weiß ich nicht. Jedenfalls fuhr ich plötzlich auf und sah mich einer weißgekleideten Frauengestalt gegenüber, die soeben meinen Raum durch die Tür betrat. Das Erstaunliche dabei war, daß sie die Tür nicht geöffnet hatte, sondern einfach durch das Holz hereinkam. Es war eine mondhelle Nacht, und die vertrauten Gegenstände in meinem Schlafzimmer waren deutlich zu sehen – aber auch die geisterhafte Gestalt, die am Fußende meines Bettes zu schweben schien.

Ich leide normalerweise nicht unter Halluzinationen. In meinem ganzen Leben war ich noch keinem Gespenst begegnet und verspürte auch nicht den Wunsch danach. Dementsprechend unvorbereitet war ich auf die Situation und wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Selbst wenn die Dame nicht so offensichtlich eine übernatürli-

che Erscheinung gewesen wäre, hätte ich nicht gewußt, wie ich sie zu dieser späten Stunde in meinem Schlafzimmer empfangen sollte, denn bisher hatte noch keine fremde Frau diese Schwelle übertreten, da ich puritanisch erzogen worden bin.

»Heute ist der Dreizehnte, und wir haben Mitternacht«, sagte sie mit leiser, musikalischer Stimme.

»Stimmt«, erwiderte ich und mußte plötzlich an den Brief denken, den ich vor einigen Tagen erhalten hatte.

»Er hat Guadalupe heute verlassen«, fuhr sie fort, »und wird in Guaymas Ihr Schreiben erwarten.«

Das war alles. Sie durchquerte den Raum und verließ ihn – nicht durch das Fenster, das sich eigentlich angeboten hätte, sondern durch die Wand. Ich saß eine Minute lang regungslos in meinem Bett und starrte auf den Punkt, an dem sie verschwunden war, und versuchte mich davon zu überzeugen, daß ich geträumt hatte. Doch ich hatte nicht geträumt; ich war hellwach. Ich war sogar derart wach, daß ich eine Stunde brauchte, um mich wieder in Morpheus Armen zu verlieren, wie es ein viktorianischer Schreiber ausgedrückt hätte.

Am nächsten Morgen traf ich etwas früher als gewöhnlich in meinem Büro ein, und ich brauche

nicht zu betonen, daß ich natürlich sofort nach dem Brief zu forschen begann, den ich um den Zehnten herum erhalten hatte. Leider konnte ich mich nicht an den Absender erinnern. Aber mein Sekretär wußte noch den Ort, an dem der Unbekannte das Schreiben aufgegeben hatte, das ungewöhnlich genug gewesen war, um seine Aufmerksamkeit zu erwecken.

»Der Brief kam irgendwo aus Mexiko«, sagte er, und da die Unterlagen dieser Art nach Ländern geordnet waren, wurde das Gesuchte schnell gefunden.

Sie können versichert sein, daß ich den Text diesmal sorgfältig studierte. Der Brief war am Dritten in Guaymas aufgegeben worden, in einer Hafenstadt am Golf von Kalifornien.

Mein lieber Herr!

Im Zusammenhang mit der Durchführung eines Projektes von größter wissenschaftlicher Bedeutung sehe ich mich vor der Notwendigkeit, um die – nicht finanzielle – Unterstützung eines psychisch mit mir harmonisierenden Menschen nachzusuchen, der zugleich über ausreichende Intelligenz und Bildung verfügt, um die gewaltigen Möglichkeiten meines Vorhabens zu erkennen.

Warum ich mich an Sie gewandt habe, werde ich Ihnen gern erklären, wenn Sie mir den

Vorzug einer persönlichen Unterhaltung erweisen würden. Allerdings würde unser Zusammentreffen von dem Ausgehen eines Versuches abhängen, den ich Ihnen jetzt erklären möchte.

Wenn am Dreizehnten dieses Monats um Mitternacht eine weißgekleidete Frauengestalt Ihr Schlafzimmer betritt, beantworten Sie bitte diesen Brief – andernfalls nicht. Wenn Sie von der Gestalt angesprochen werden, merken Sie sich bitte ihre Worte und wiederholen Sie sie mir in Ihrer Antwort.

Ich darf Ihnen versichern, daß ich mich sehr freuen würde, wenn Sie mein Anliegen ernsthaft in Erwägung ziehen könnten, obwohl ich mir dessen bewußt bin, daß mein Brief ziemlich ungewöhnlich ist. Ich darf Sie bitten, strengstes Stillschweigen über seinen Inhalt zu bewahren, bis eventuelle künftige Ereignisse seine Veröffentlichung gerechtfertigt erscheinen lassen. Damit verbleibe ich mit respektvollen Grüßen als Ihr

Carson Napier

»Scheint ein ganz Verrückter zu sein«, bemerkte Rothmund.

»Der Meinung war ich auch«, stimmte ich zu, »aber heute ist der Vierzehnte, und es sieht aus, als wären wir auf dem Weg in ein neues Abenteuer.«

»Was hat der Vierzehnte damit zu tun?« fragte er.

»Gestern war der Dreizehnte«, erinnerte ich.

»Sie wollen doch nicht etwa sagen...?«

»Genau das will ich sagen«, unterbrach ich ihn. »Die Dame kam, ich sah, und sie siegte.«

Ralph musterte mich beunruhigt. »Sie sollten mal wieder zum Arzt gehen.«

»Keine ungehörigen Bemerkungen bitte. Ich weiß, was ich gesehen habe. Bitte nehmen Sie einen Brief an Mr. Napier auf.«

Einige Tage später erhielt ich aus Guaymas ein Telegramm:

»BRIEF ERHALTEN STOP VIELEN DANK
STOP WERDE SIE MORGEN AUFSUCHEN.«

»Er scheint mit dem Flugzeug zu kommen«, sagte ich.

»Oder auf einer Wolke, in ein weißes Bettlaken gehüllt.«

Ich muß zugeben, daß wir der Ankunft Carson Napiers mit großem Interesse entgegensahen. Ralph schien einen wildäugigen Wahnsinnigen zu

erwarten, während ich nicht recht wußte, auf was ich mich gefaßt machen sollte.

Gegen elf Uhr am folgenden Morgen kam Ralph in mein Büro. »Mr. Napier ist da«, sagte er.

»Na, stehen ihm die Haare zu Berge, und hat er rotglühende Augen?« fragte ich lächelnd.

»Nein«, erwiderte Ralph und lächelte ebenfalls. »Er sieht eigentlich recht gut aus. Aber er scheint mir doch verrückt zu sein«, fügte er hinzu.

Einen Augenblick später führte er einen außerordentlich gutaussehenden Mann herein, den ich zwischen fünfundzwanzig und dreißig schätzte, wenn er nicht sogar jünger war.

Er kam mir mit ausgestreckter Hand lächelnd entgegen, und ich erhob mich, um ihn zu begrüßen. Nach der üblichen banalen Gesprächseröffnung kam er sofort zum Kern der Sache.

»Um Ihnen die Angelegenheit klarzumachen«, begann er, »muß ich zunächst von mir erzählen. Mein Vater war britischer Armeeeoffizier, meine Mutter ein amerikanisches Mädchen aus Virginia. Ich wurde in Indien geboren, während mein Vater dort stationiert war, und wuchs unter der Aufsicht eines alten Hindu auf, der meinen Eltern sehr zugeneigt war. Er hieß Chand Kabi und war eine Art Mystiker, und er brachte mir viele Dinge bei, die normalerweise nicht in den Lehrplan von kleinen

Jungen unter zehn Jahren gehören. Zum Beispiel die Telepathie, die er für sich derart vervollkommen hatte, daß er sich mit einer Person, mit der er psychisch harmonierte, auf große Entfernungen unterhalten konnte, als ob er ihr gegenüber säße. Nicht nur das – er konnte auch geistige Bilder auf große Distanz projizieren, so daß der Empfänger seiner Gedankenwellen sehen konnte, was Chand Kabi vor Augen hatte oder ihm übermitteln wollte. Diese Dinge brachte er mir bei.«

»Und auf diese Weise haben Sie mir am Dreizehnten auch meine mitternächtliche Besucherin zugeführt, nicht wahr?« fragte ich.

Er nickte. »Dieser Versuch war unumgänglich, um festzustellen, ob zwischen uns eine psychische Harmonie besteht. Ihr Brief mit den genauen Worten, die ich die Erscheinung sprechen ließ, überzeugte mich schließlich davon, daß ich endlich die Person gefunden habe, nach der ich schon lange Zeit suche.

Aber ich will mit meiner Geschichte fortfahren, damit Sie möglichst genau über mich Bescheid wissen und beurteilen können, ob ich Ihres Vertrauens und Ihrer Unterstützung würdig bin.

Ich war noch nicht elf, als mein Vater starb und meine Mutter mich nach Amerika brachte. Wir lebten zuerst drei Jahre lang in Virginia beim Großvater meiner Mutter, Richter John Carson,

von dem Sie sicherlich schon gehört haben. Als der große alte Mann starb, kamen meine Mutter und ich nach Kalifornien, wo ich zur Schule ging und später ein kleines College besuchte, das für sein hohes Niveau bekannt ist.

Nachdem ich mein Studium abgeschlossen hatte, ereignete sich die dritte Tragödie meines Lebens – meine Mutter starb. Es dauerte lange, ehe ich diesen Schlag überwand, und das Leben schien einfach keinen Reiz mehr für mich zu haben. Aber obwohl mir alles egal war, brachte ich nicht den Mut auf, mich umzubringen. Zum Ausgleich ließ ich mich auf ein äußerst hektisches Leben ein. Aus bestimmten Gründen lernte ich fliegen, änderte meinen Namen und wurde Double für eine Filmgesellschaft.

Im Grunde brauchte ich nicht zu arbeiten, denn meine Mutter hatte mir das Vermögen meines Urgroßvaters hinterlassen, das so groß war, daß nur ein ausgesprochener Verschwender die Substanz schmälern konnte. Ich erwähne diesen Punkt nur, weil mein Projekt beträchtliche Aufwendungen erfordert und ich Ihnen sagen möchte, daß ich es ohne fremde Hilfe finanzieren kann.

Das Leben in Hollywood begann mich bald zu langweilen, und da mich in Südkalifornien zu viele Dinge an meine Mutter erinnerten, begann ich zu reisen. Ich reiste kreuz und quer über den Erdball. In Deutschland begann ich mich für Raketenwagen

zu interessieren und finanzierte mehrere derartige Projekte. Hier wurde auch mein Plan geboren, der nur insoweit etwas Originelles an sich hatte, als ich ihn auch tatsächlich ausführen wollte. Ich wollte mit einer Rakete zu einem anderen Planeten fliegen.

Meine Studien hatten mich zu der Überzeugung gebracht, daß nur der Mars für Lebewesen unserer Art bewohnbar sein kann. Dabei übersah ich nicht, daß die Chancen einer Rückkehr zur Erde, wenn ich mein Ziel erst einmal erreicht hatte, sehr gering sein würden. Ich hatte allerdings das Gefühl, daß ein solches Abenteuer einen Sinn haben müßte und nicht nur dem Selbstzweck dienen durfte. Ich beschloß also, mir jemanden zu suchen, mit dem ich mich in Verbindung setzen konnte, wenn meine Reise erfolgreich sein sollte. Es fiel mir ein, daß ich hierdurch vielleicht auch die Grundlage für eine zweite Expedition schaffen könnte, die für eine Rückreise ausgerüstet war – denn ich hatte keinen Zweifel, daß es genügend abenteuerlustige Menschen auf der Erde gibt.

Ein Jahr lang habe ich mich auf der Insel Guadalupe vor der südkalifornischen Küste mit der Konstruktion einer gigantischen Rakete beschäftigt, wobei mir die mexikanische Regierung sehr geholfen hat. Heute ist nun alles bereit, und ich könnte jederzeit starten.«

Er unterbrach sich und verschwand plötzlich vor meinen Augen. Sein Sessel war leer; ich war allein im Zimmer. Betäubt, entsetzt sprang ich auf. War ich verrückt geworden? Der kalte Schweiß brach mir aus. Ich hob den Arm, um Ralph hereinzurufen. Wenn er mir bestätigte, daß er Carson Napier gesehen und in mein Büro geführt hatte... Welche Erleichterung würde das für mich sein!

Aber ehe mein Finger den Knopf berühren konnte, kam Ralph in das Zimmer gestürzt. Verwirrt starrte er mich an. »Mr. Napier ist wieder da«, sagte er. »Ich wußte gar nicht, daß er schon gegangen war. Ich habe ihn doch eben noch mit Ihnen sprechen hören.«

Mit einem Seufzer der Erleichterung wischte ich mir den Schweiß von der Stirn; in meinem Wahn war ich also nicht allein. »Führen Sie ihn herein«, sagte ich. »Diesmal bleiben Sie aber hier.«

Napier betrat mein Büro und blickte mich fragend an. »Ich hoffe, Sie verstehen die Situation, wie ich sie Ihnen dargelegt habe«, sagte er, als habe er den Raum überhaupt nicht verlassen.

»Ja, aber...«

»Einen Augenblick bitte«, unterbrach er mich. »Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber ich möchte mich zuerst entschuldigen und Ihnen eine Erklärung geben. Sehen Sie, bis jetzt bin ich noch gar nicht

wirklich in diesem Büro gewesen; ich habe nur meinen letzten Versuch mit Ihnen angestellt. Wenn Sie der Überzeugung sind, mich auch vorhin schon gesehen und mit mir gesprochen zu haben, und wenn Sie sich an meine Worte erinnern, obwohl ich die ganze Zeit draußen in meinem Wagen gesessen habe – dann werden wir uns ebenso frei und offen verständigen können. wenn ich auf dem Mars bin.«

»Aber«, schaltete sich Rothmund ein, »Sie waren doch schon hier! Habe ich Ihnen nicht vorhin die Hand geschüttelt und mich mit Ihnen unterhalten?«

»Das haben Sie sich nur eingebildet«, erwiderte Napier. »Jetzt bin ich wirklich da. Wie weit waren wir gekommen?«

»Sie sagten gerade, daß Ihre Rakete auf Guadalupe startbereit wäre«, erinnerte ich ihn.

»Ah ja! Ich sehe, daß Sie alles mitbekommen haben. Jetzt werde ich Ihnen so kurz wie möglich umschreiben, wie ich mir die Zusammenarbeit mit Ihnen vorstelle, falls wir zu einer Übereinkunft kommen sollten. Eigentlich führen mich mehrere Gründe zu Ihnen, von denen die wichtigsten natürlich Ihr persönliches Interesse am Mars sowie Ihr Beruf sind; die Ergebnisse meines Experiments müssen von einem erfahrenen Autor festgehalten werden. Hinzu kommt das Ansehen, das Sie genießen. Sie sehen, ich habe mir erlaubt, einige Recherchen anzustellen. Ich möchte also, daß Sie die Nachrichten, die ich Ihnen

übermittle, aufzeichnen und veröffentlichen. Und ich möchte, daß Sie sich während meiner Abwesenheit um mein Vermögen kümmern.«

»Ihr erster Wunsch wird mir ein Vergnügen sein, aber die Verantwortung für die anderen Dinge...«

»Ich habe bereits einen Vertrag aufgesetzt, der Sie weitgehend sichert«, erwiderte Napier auf eine Weise, die jede weitere Diskussion ausschloß. Er war offenbar ein junger Mann, den kein Hindernis schreckte; tatsächlich schien es so etwas für ihn überhaupt nicht zu geben.

»Was Ihre Entlohnung angeht«, fuhr er fort, »brauchen Sie nur Ihren Preis zu nennen.«

Ich hob abwehrend die Hand. »Es wird mir ein Vergnügen sein«, sagte ich.

»Die Sache mag sehr viel Zeit kosten«, schaltete sich Ralph ein, »und Ihre Zeit ist kostbar.«

»Das stimmt allerdings«, stimmte Napier zu. »Wenn es Ihnen recht ist, werde ich mit Mr. Rothmund später über die finanziellen Aspekte sprechen.«

Da mir geschäftliche Dinge im Grunde verhaßt sind, war ich mit diesem Vorschlag einverstanden.

»Um jetzt zu den weitaus wichtigeren und interessanteren Punkten unserer Unterhaltung zurückzukommen – was halten Sie überhaupt von meinem Plan?«

»Der Mars ist sehr weit von der Erde entfernt«, sagte ich. »Die Venus ist fünfzehn oder sechzehn Millionen Kilometer näher – und eine Million Kilometer ist eine Million Kilometer.«

»Allerdings. Ehrlich gesagt, würde ich auch lieber eine Reise zur Venus machen«, erwiderte er. »Dieser Planet ist von Wolken umhüllt und entzieht seine Oberfläche dem neugierigen Blick des Menschen. Er birgt also ein Geheimnis, das unsere Phantasie anregt. Allerdings deutet die jüngste wissenschaftliche Forschung darauf hin, daß sich die Lebensbedingungen sehr von denen unterscheiden, wie wir sie hier auf der Erde kennen. Wenn die Venus, wie einige Fachleute annehmen, der Sonne stets dieselbe Seite zukehrt – ähnlich wie es der Mond tut – , dann würden die extremen Hitzeunterschiede jegliches Leben ausschließen.

Auch wenn man Sir James Jeans' Annahme folgt, nach der die Tage und Nächte auf der Venus ein Vielfaches länger sind als unsere Tage und Nächte, dürften die extremen Temperaturen die Bildung von Leben von vornherein verhindern.«

»Vielleicht hat sich das Leben diesen Bedingungen aber angepaßt«, wandte ich ein. »Auch der Mensch existiert bei tropischer Hitze und arktischer Kälte.«

»Aber nicht ohne Sauerstoff«, sagte Napier. »St. John schätzt, daß die Sauerstoffmenge über dem

Wolkenmantel der Venus kaum zehn Prozent des irdischen Wertes beträgt. Letztlich müssen wir uns schon dem überlegenen Urteil von Männern wie Sir James Jeans beugen, der nach den vorliegenden Beobachtungen der Meinung ist, daß die Venus neben der Erde und dem Mars zwar der einzige Planet ist, der überhaupt Leben tragen könnte, daß aber das Fehlen von Vegetation und Sauerstoff die Existenz von höheren Lebensformen unmöglich macht. Wodurch sich meine Mission auf den Mars beschränken muß.«

Wir saßen noch lange in meinem Büro zusammen und besprachen Napiers Pläne, und es war früher Morgen, als er sich in seinem Sikorski-Boot auf den Rückweg nach Guadalupe machte.

Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen, jedenfalls nicht von Angesicht. Auf telepathischem Wege habe ich jedoch ständig mit ihm in Verbindung gestanden und ihn in einer seltsamen, unirdischen Welt erlebt, die wie eine Fotografie auf der Retina meines geistigen Auges erstand. Auf diese Weise wurde ich zu dem Medium, durch das die erstaunlichen Abenteuer Carson Napiers aufgezeichnet werden. Aber im Grunde bin ich nicht mehr als eine Schreibmaschine oder ein Diktaphon – die Geschichte, die nun erzählt wird, ist Carson Napiers Geschichte.

2

Als ich das kleine Schiff vier Stunden nach Verlassen der kalifornischen Küste in die Bucht am trostlosen Ufer von Guadalupe steuerte, erblickte ich sofort den kleinen mexikanischen Dampfer, den ich gemietet hatte, um Männer, Material und Lebensmittel vom Festland herüberzubringen. An Land warteten die Arbeiter, Mechaniker und sonstigen Helfer, die mir bei der Vorbereitung dieses Tages monatelang treu zur Seite gestanden hatten. Sie wurden um Haupteslänge überragt von Jimmy Walsh, dem einzigen Amerikaner in der Mannschaft.

Ich machte das Boot an einer Boje fest, während mir einige Männer in einem Boot entgegenruderten. Ich war nicht ganz eine Woche unterwegs gewesen, und von dieser Zeit hatte ich den größten Teil in Guaymas verbracht und auf den Brief aus Amerika gewartet. Doch man begrüßte mich so begeistert, daß ich mir wie ein verlorener Sohn vorkam, der aus dem Reich der Toten auferstand. Ich konnte die Leute verstehen; Guadalupe war eine bedrückende, trostlose Insel.

Vielleicht war die herzliche Begrüßung auch nur eine Maske für die wirklichen Gefühle, mit denen die Männer kämpften. Wir waren mehrere Monate zusammen gewesen, und ich hatte viele Freundschaften geschlossen. Heute nacht nun sollte die Trennung stattfinden; und die Wahrscheinlichkeit, daß ich jemals wiederkommen würde, war gering. Mein letzter Tag auf der Erde war angebrochen, und ab morgen war ich für diese Menschen so tot, als läge ich reglos in meinem Grab und wäre von einer meterdicken Erdschicht bedeckt.

Ich will nicht verkennen, daß mich meine eigenen Gefühle vielleicht zu Fehlschlüssen kommen ließen; ich muß offen gestehen, daß ich diesen letzten Augenblick als den schwierigsten des ganzen Unternehmens gefürchtet hatte. Die Mexikaner, die noch unverdorben waren von der amerikanischen Intoleranz und Geschäftemacherei, hatte ich sehr lieb gewonnen; daneben stellte Jimmy Walsh noch ein ganz besonderes Problem dar. Er war mir in den Monaten unserer Zusammenarbeit wie ein Bruder ans Herz gewachsen, und er hatte mir ständig auf der Seele gelegen, ihn doch mitzunehmen.

Wir drängten uns auf die Lastwagen, die wir zum Transport von Materialien und Versorgungsgütern benutzt hatten, und fuhren über die holprige Straße zu unserem Lager, das einige Meilen landeinwärts

lag. Hier erhob sich auf einer zwei Kilometer langen Schienenstrecke der gigantische Torpedo, in dem ich zum Mars fliegen wollte.

»Es ist alles bereit«, sagte Jimmy. »Wir haben heute morgen noch einmal alles überprüft. Mit dem Traktor haben wir das Fahrgestell dreimal auf der Laufstrecke hin und her gezogen und noch einmal jedes bewegliche Teil nachgeschmiert. Jedes einzelne Ausrüstungsstück haben wir dreifach überprüft, und wir brauchen nur noch die Raketen zu zünden. Du wirst mich doch mitnehmen, Car, nicht wahr?«

Ich schüttelte den Kopf. »Du darfst nicht darauf bestehen, Jimmy«, sagte ich. »Ich habe ein Recht, mein Leben aufs Spiel zu setzen, aber das Leben anderer Menschen darf ich nicht riskieren. Du mußt deinen Wunsch vergessen. Um dir zu zeigen, wie sehr ich deine Hilfe anerkenne, werde ich dir mein Boot überlassen.«

Er war mir natürlich sehr dankbar, konnte seine Enttäuschung jedoch nicht verbergen. Er hätte mich zu gern begleitet.

Die Ausrichtung der Schienenspur, auf der der Torpedo starten sollte, ging auf monatelange Überlegungen und Berechnungen zurück. Der Starttag war schon lange festgesetzt, ebenso wie der genaue Punkt, an dem der Mars in der betreffenden Nacht über den östlichen Horizont steigen würde. Bei meinen Kalkulationen waren schließlich auch

die Rotation der Erde und die Anziehungskraft der nächstgelegenen Himmelskörper berücksichtigt worden. Auf den ersten anderthalb Kilometern führte die Startbahn leicht bergab, um sich zum Schluß bis zu einem Winkel von zweieinhalb Grad aus der Horizontalen zu erheben.

Eine Startgeschwindigkeit von etwas über sieben Kilometern in der Sekunde reichte aus, um die Erdanziehung zu neutralisieren; um sie allerdings zu überwinden, mußte ich eine Geschwindigkeit von über elf Kilometern erreichen, und um ausreichend gesichert zu sein, hatte ich den Antrieb so kalkuliert, daß mein Torpedo am Ende der Startschiene eine Geschwindigkeit von zwölf Kilometern in der Sekunde hatte – eine Geschwindigkeit, die sich beim Aufstieg durch die Atmosphäre auf sechzehn Sekundenkilometer steigern sollte. Ich wußte nicht genau, wie sich mein Fortkommen gestalten würde, wenn ich das Weltall erreicht hatte; ich ging jedoch davon aus, daß sich meine Geschwindigkeit nur unwesentlich steigern konnte, bis ich den Gravitationsbereich des Mars erreichte.

Auch den genauen Zeitpunkt des Starts hatte ich nach sorgfältigen Vorarbeiten festgesetzt. Obwohl ich meine Zahlen immer wieder überprüfte, waren so viele Faktoren zu berücksichtigen, daß ich mich der Hilfe eines bekannten Physikers und eines berühmten Astronomen versicherte, die

meine Rechnung bestätigten. Demnach mußte ich meinen Torpedo einige Zeit vor dem Augenblick starten, da der rote Planet über den östlichen Horizont stieg. Auf seinem Weg würde das Projekt einer sich ständig abflachenden Kurve folgen, wobei die Erdanziehung, die sich zuerst noch sehr stark auswirkte, im Quadrat zur zurückgelegten Entfernung nachließ. Der Start mußte so abgepaßt sein, daß der Torpedo im Augenblick des Verlassens der irdischen Gravitation direkt auf den Mars zuhielt.

Auf dem Papier sahen diese Zahlen sehr überzeugend aus; als jetzt jedoch der Start heranrückte, fiel mir ein, daß sie nur auf theoretischen Überlegungen beruhten, und urplötzlich kam mir der Wahnsinn meines Vorhabens zu Bewußtsein.

Die Erkenntnis raubte mir einen Augenblick den Atem. Der gewaltige, sechzig Tonnen schwere Torpedo lag dort am Ende der Startbahn wie ein riesiger Sarg – mein Sarg, in dem ich leicht vom Himmel stürzen und irgendwo im Gebirge zerschellen oder im Pazifik versinken konnte, oder in dem ich in der Leere des Alls verloren war, wenn die Steuerung versagen sollte. Ich muß zugeben, daß ich mich in diesem Augenblick fürchtete – allerdings weniger vor dem Tode, als vor der Erkenntnis der

unvorstellbaren kosmischen Kräfte, mit denen ich mich messen wollte.

Jimmy unterbrach mein Grübeln. »Wir sollten die Kontrollen vor dem Start noch ein letztesmal überprüfen«, sagte er, und seine ruhige Stimme verscheuchte sofort meine Bedenken. Ich hatte wieder zu mir selbst gefunden.

Zusammen inspizierten wir die Kabine, die mit den Kontrollen, einer breiten, bequemen Kojen, einem Tisch, einem Stuhl, Schreibutensilien und einer kleinen Bibliothek versehen war. Hinter der Kabine lag eine winzige Kombüse neben einem Lagerraum mit dehydrierten Lebensmitteln und Konserven, die für ein Jahr ausreichten. Es schloß sich ein kleines Abteil an, das außer den Batterien für Licht, Heizung und Herd einen Dynamo und eine Gasmaschine enthielt. Dahinter lagen die komplizierten Tankanlagen, die im Heck des Schiffes in die Schubkammern mündeten. Vor der Hauptkabine erstreckte sich ein großes Abteil mit Wasser- und Sauerstofftanks und sonstigen Ausrüstungsgegenständen, die für meine Sicherheit und Bequemlichkeit erforderlich waren.

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß die gesamte Einrichtung natürlich sorgfältig gegen den plötzlichen Stoß abgesichert war, den der Start mit sich brachte. Nach Verlassen der Erde rechnete ich nicht mehr mit irgendwelchen Nebenwirkungen,

aber der Start war dafür um so problematischer. Um den Schock weitgehend zu absorbieren, bestand die Rakete eigentlich aus zwei ineinandergebauten Torpedos, von denen der innere ein gutes Stück kürzer war als der äußere und außerdem aus mehreren Sektionen bestand, die ich eben beschrieben habe. Zwischen der inneren und der äußeren Schiffshülle und zwischen den einzelnen Abteilen war ein System starker hydraulischer Erschütterungsabsorber eingebaut, das beim Start die Trägheit des inneren Torpedos mehr oder weniger sanft überwinden sollte. Ich mußte mich darauf verlassen, daß das System einwandfrei funktionierte.

Abgesehen von diesen Sicherheitseinrichtungen war mein Kontrollstuhl besonders gut gepolstert und stand gleichfalls auf einem System von Schockabsorbern. Wenn ich mich zudem richtig anschnallte, konnte mir nichts passieren.

Nachdem wir die letzte Innenkontrolle abgeschlossen hatten, kletterten Jimmy und ich in die Spitze des Torpedos, um auch die Fallschirme noch einmal zu überprüfen, mit denen ich die Sturzgeschwindigkeit der Rakete in der Marsatmosphäre weit genug herabzumindern hoffte, um mit meinem eigenen Fallschirm abzuspringen und sicher zu landen. Die Schirme waren in segmentförmigen Abteilen um die Raketenspitze

angebracht und derart angeordnet, daß die sich zuerst öffnenden kleinen Fallschirme eine Serie von immer größer werdenden Schirmen nach sich zogen. Die Serien konnten je nach Bedarf von der Kabine einzeln ausgelöst werden, wobei jeder Fallschirm mit der Schiffshülle direkt verbunden war. Ich rechnete damit, daß etwa die Hälfte der Leinen losgerissen wurde, ehe die Geschwindigkeit ausreichend gebremst war und die anderen Schirme sich auswirken konnten.

Der Augenblick der Trennung rückte heran. Jimmy und ich hatten die Rakete verlassen, und ich sah mich der schwierigsten Aufgabe überhaupt gegenüber – Abschied zu nehmen von meinen treuen Freunden und Mitarbeitern. Wir blieben wortkarg; Händedruck und Umarmung besagten dafür um so mehr. Ausnahmslos verstanden die mexikanischen Arbeiter nicht, warum die Rakete nicht hoch in den Himmel zeigte, wenn ich zum Marte fliegen wollte. Nichts konnte sie davon abbringen zu glauben, daß meine Reise schon nach wenigen Kilometern im Pazifik enden würde – wenn ich überhaupt vom Boden hochkam, was viele noch bezweifelten.

Noch einmal schüttelten mir alle die Hand, dann stieg ich wieder die Leiter empor und verschwand in meinem Torpedo. Als ich die Tür der äußeren Schiffshülle schloß, sah ich meine Freunde auf die Lastwagen steigen und davonfahren. Ich

hatte Anweisung gegeben, daß sich beim Start im Umkreis von anderthalb Kilometern niemand aufhalten sollte, denn die Wirkung der gewaltigen Startexplosionen ließ sich schwer vorher abschätzen. Ich sicherte die Außentür mit großen Bolzen, verschloß die Innentür und machte sie ebenfalls luftdicht. Schließlich nahm ich meinen Platz vor den Kontrollen ein und legte die Sicherheitsgurte an.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Noch neun Minuten bis zum Start. In neun Minuten war ich auf dem Weg in die große Leere – oder ich war tot. Wenn etwas nicht funktionierte, war Sekundenbruchteile nach der Berührung des Startknopfes die Katastrophe fällig.

Noch sieben Minuten! Die Kehle wurde mir trocken, und ich hätte gern einen Schluck Wasser getrunken. Aber ich hatte keine Zeit.

Vier Minuten! Fünfundfünfzig Millionen Kilometer sind eine gewaltige Entfernung, die ich in etwa vierzig bis fünfundvierzig Tagen zu überbrücken hoffte.

Zwei Minuten! Ich überprüfte noch einmal den Sauerstoffanzeiger und öffnete das Ventil noch ein wenig.

Noch eine Minute! Ich dachte an meine Mutter und fragte mich, ob sie irgendwo dort draußen auf mich wartete.

Dreißig Sekunden! Ich hatte die Hände auf die Kontrollen gelegt. Fünfzehn Sekunden. Zehn, fünf, vier, drei, zwei – *eins!*

Ich legte den Hebel herum! Ein gedämpftes Brausen ertönte. Der Torpedo sprang los! Ich war unterwegs!

Ich wußte sofort, daß der Start gelungen war. Im Augenblick des Losrasens warf ich einen Blick durch die Luke zu meiner Linken, aber die Startgeschwindigkeit war so groß, daß die vorüberrasende Landschaft nur als verwischter Streifen zu sehen war. Ich freute mich, daß der Start so leicht und fehlerfrei vonstatten gegangen war, und muß zugeben, daß mich die minimalen Auswirkungen in der Kabine nicht wenig überraschten. Ich hatte einige Sekunden lang das Gefühl, als preßte mich eine Riesenfaust in meinen Sessel, aber der Druck ließ ebenso plötzlich nach wie er eingesetzt hatte, und schon glaubte ich in einem bequemen Wohnzimmersessel auf der festen Erde zu sitzen.

Nach den ersten Sekunden, in denen wir durch die Erdatmosphäre rasten, schien mir die Rakete sogar stillzustehen, und nachdem ich nun alles in meiner Macht stehende getan hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als das Weitere den Mächten des Bewegungsmoments, der Gravitation und des Schicksals zu überlassen. Ich löste die Riemen, die

mich an den Sitz fesselten, und bewegte mich durch die Kabine, um durch die Sichtluken zu schauen, die überall in der Außenhülle des Torpedos angebracht waren. Das Weltall war eine schwarze, mit unzähligen Lichtpunkten besprenkelte Leere. Die Erde konnte ich nicht sehen, da sie direkt unter dem Heck lag; weit voraus war jedoch der Mars zu erkennen. Es schien alles in Ordnung zu sein. Ich schaltete das elektrische Licht an, setzte mich an den Tisch und machte meine ersten Eintragungen in das Logbuch. Anschließend überprüfte ich verschiedene Zeit- und Entfernungsberechnungen.

Meine Messungen ergaben, daß sich der Torpedo etwa drei Stunden nach dem Start fast direkt in Richtung auf den Mars bewegen mußte, und von Zeit zu Zeit stellte ich durch das teleskopische Weitwinkelperiskop neue Berechnungen an. Leider waren die Ergebnisse nicht ganz so, wie ich sie mir gewünscht hätte. Schon nach zwei Stunden lag der Mars direkt vor mir – offensichtlich flachte sich meine Flugkurve nicht plangemäß ab. Ich wurde nervös. Wo hatten wir uns geirrt? In welchem Punkt waren unsere sorgfältigen Berechnungen falsch?

Ich warf einen Blick durch die untere Sichtluke, durch die der Mond in all seiner Schönheit leuchtete. Ich war ihm hundertundzwanzigtausend Kilometer näher, als ich es jemals gewesen war,

und keine Erdatmosphäre trübte meinen Blick. Die Krater Tycho, Plato und Kopernikus waren im Relief deutlich zu sehen und vertieften die Schatten des Mare Serenitatis und des Märe Tranquilitatis. Der Anblick machte mir große Freude; gleichzeitig wuchs jedoch meine Unruhe.

Drei Stunden später betrug meine Entfernung zum Mond nur noch fünfundneunzigtausend Kilometer, und die Szene unter mir war schier unbeschreiblich. Leider war auch meine Angst entsprechend gewachsen. Durch mein Periskop hatte ich mit ansehen müssen, wie mich mein Kurs durch die Kreisebene des Mars hindurch nach unten führte. Ich wußte jetzt, daß ich mein Ziel niemals erreichen konnte, und bemühte mich nicht an das Schicksal zu denken, das mich erwartete; vielmehr versuchte ich den Fehler ausfindig zu machen, der zu der Katastrophe geführt hatte.

Eine Stunde lang überprüfte ich unsere Berechnungen, ohne daß ich eine Ursache für mein Unglück fand. Schließlich schaltete ich das Licht aus und blickte durch die Sichtluke, um mir den Mond noch einmal näher anzusehen. Doch er war nicht da! Ich trat an die Luke auf der anderen Seite der Kabine und hielt entsetzt den Atem an! Scheinbar direkt unter mir erstreckte sich eine gewaltige Welt, die natürlich der Mond war – der Mond, aus einer Entfernung von nur noch sieben-

unddreißigtausend Kilometern gesehen, der sich mit einer Geschwindigkeit von achtundfünfzigtausend Stundenkilometern näherte!

Ich sprang an das Periskop und machte in den nächsten Sekunden einige blitzschnelle Berechnungen. So schnell hatte wahrscheinlich noch niemand gerechnet. Ich stellte die Kursabweichung fest, die durch die Anziehungskraft des Mondes hervorgerufen wurde, berechnete meine Entfernung zum Mond und die Geschwindigkeit meines Torpedos und kam zu dem Schluß, daß ich eine Chance hatte, den Erdtrabanten um ein Winziges zu verfehlen. Ich brauchte im Grunde nur einen direkten Aufprall zu fürchten, denn unsere Geschwindigkeit war so groß, daß uns die Mondgravitation nicht einfangen konnte, auch wenn wir nur wenige Meter am Mond vorbeistrichen. Zu verleugnen war allerdings nicht, daß sie unseren Kurs bereits beeinflußt hatte, und diese Erkenntnis brachte die Antwort auf die Frage, die mich beschäftigt hatte.

Unwillkürlich mußte ich an die Geschichte des ersten vollkommenen Buches denken. Der Überlieferung nach war noch niemals ein Buch erschienen, in dem nicht mindestens ein Fehler enthalten war. Ein großer Verlag stellte sich nun die Aufgabe, ein absolut fehlerfreies Buch herauszubringen. Ein Dutzend Experten studierte sorgfältig die Fahnenabzüge, und die fertigen Abzüge

wurden nicht minder sorgfältig begutachtet. Endlich wurde das Meisterwerk zum Druck freigegeben, doch als der Band fertig gebunden und ausgeliefert war, stellte man entsetzt fest, daß sich in den Titel auf dem Umschlag ein Druckfehler eingeschlichen hatte. In ähnlicher Weise hatten wir bei all unseren Berechnungen einen offensichtlichen Faktor völlig übersehen – den Mond.

Wenn Sie es erklären können – bitte sehr. Ich kann es jedenfalls nicht. Ober die Auswirkungen des Fehlers vermochte ich mir im Augenblick keine Gedanken zu machen. Ich saß nur starr an meinem Periskop und beobachtete, wie der Mond auf mich zuraste – ein grandioser Anblick, zugegeben, aber ein Anblick, den ich gern unter anderen Begleitumständen genossen hätte.

Plötzlich merkte ich, daß die bleiche Sphäre aus dem Blickfeld des Periskops auszuwandern begann und atmete erleichtert auf; ich hatte es doch geschafft. Durch die Sichtluke beobachtete ich die weitere Annäherung des Erdtrabanten, der zu einer bizarren Welt mit riesigen Gipfeln und gähnenden Kratern heranwuchs – eine Welt, die bald mein gesamtes Blickfeld ausfüllte, die aber – es konnte kein Zweifel bestehen – an mir vorüberaste.

Ich brauchte etwa vier Minuten, um den Mond hinter mir zurückzulassen; wie nahe ich ihm dabei kam, weiß ich nicht. Auf jeden Fall hatte sich die

Mondanziehung auf meinen Kurs ausgewirkt, und nur die große Geschwindigkeit hatte mich seinem Zugriff entzogen. Jetzt raste ich in die Leere des Alls hinaus – aber wohin?

Der nächstgelegene Stern, Alpha Centauri, ist fast einundfünfzig Millionen Millionen Kilometer entfernt – in Ziffern 51.000.000.000.000 Kilometer. Aber nach kosmischen Maßstäben ist das nur eine winzige Entfernung, und außerdem war die Wahrscheinlichkeit, daß ich ausgerechnet Alpha Centauri ansteuern würde, überaus gering. Im übrigen hatte ich Nahrungsmittel und Wasser nur für den Zeitraum eines Jahres an Bord, und in dieser Zeit konnte mein Torpedo bestenfalls fünfhundert Millionen Kilometer zurücklegen. Es konnte mir also praktisch gleichgültig sein, welche Richtung ich einschlug, da ich in jedem Fall verloren war.

In den nächsten vierundzwanzig Stunden verlief der Kurs des Torpedos fast parallel zur Mondbahn um die Erde. Die Mondanziehung hatte mich nicht nur aus der berechneten Bahn geworfen, jetzt schien mich die Erde selbst wieder in ihren Griff bekommen zu haben und mich auf eine ewige Kreisbahn zu verbannen.

Der nächste Monat war der schlimmste meines Lebens. Angesichts der unbeschreiblichen kosmischen Kräfte, mit denen ich es zu tun hatte,

erscheint es sinnlos, mein Leben überhaupt zu erwähnen – aber ich hatte nur dieses eine Leben, und je größer die Wahrscheinlichkeit wurde, daß es bald zu Ende war, desto mehr klammerte ich mich daran fest.

Am zweiten Tag wurde es mir klar, daß ich dem Zugriff der Erde entronnen war, wobei mir diese Entdeckung allerdings wenig Freude machte. Meine Pläne waren völlig durcheinander, der Mars war außer Reichweite, und ich wäre schon froh gewesen, wenn ich zur Erde hätte zurückkehren können, denn eine neue entsetzliche Gefahr erhob das Haupt vor mir. Ich drohte in die Sonne zu stürzen! Mein Schicksal schien besiegelt – ich raste auf den gigantischen Feuerball zu.

Die Tage schleppten sich dahin – oder ich sollte vielleicht sagen: die lange Nacht. Es gab keine Tage, und nur der Ablauf der Stunden, die ich getreulich zählte, erinnerte mich an die Zeit. Ich las viel, verzichtete aber auf Eintragungen in das Logbuch. Was hatte das auch für einen Sinn, wenn das Schiff doch bald in die Sonne stürzte und von der Hitze vernichtet wurde? Ich widmete mich verstärkt der Küche und probierte verschiedene Rezepte aus. Damit verging die Zeit; außerdem schmeckte mir, was ich kochte.

Am dreizehnten Tag stellte ich gerade einige Beobachtungen an, als ich einen gewaltigen,

leuchtenden Halbmond rechts von meinem Kurs erblickte; ich muß jedoch gestehen, daß mich Entdeckungen irgendwelcher Art in meinem Zustand wenig interessierten. In sechzig Tagen war ich tot. Die zunehmende Sonnenhitze würde mich schon bald verbrennen. Das Ende war nicht mehr fern.

3

Ich bildete mir ein, daß ein solches Erlebnis erhebliche psychologische Nebenwirkungen haben müßte, und obwohl man sie weder wiegen noch messen konnte, war ich mir tiefgreifender innerer Veränderungen bewußt. Dreißig Tage lang raste ich nun schon durch das All, und am Ende meiner Reise erwartete mich die totale Vernichtung; nicht ein einziges Molekül meines Körpers würde übrigbleiben. Allerdings hatte die unendliche Einsamkeit meine Sinne in gewisser Weise abgestumpft.

Selbst die Erkenntnis, daß der leuchtende Halbmond zu meiner Rechten die Venus war, hatte mich nicht mehr aus meiner Apathie reißen können. Es bedeutete mir nichts, der Venus näher zu sein, als jemals ein Mensch vor mir gewesen war. Auch wenn ich Gott geschaut hätte, wäre ich gleichgültig geblieben.

Dennoch begann ich einige Berechnungen anzustellen – weniger, weil ich besonders daran interessiert war, sondern um mir die Zeit zu vertreiben. Auf diese Weise stellte ich fest, daß

ich im Augenblick noch etwa eine Million drei hundertundachtzigtausend Kilometer von der Venus-Umlaufbahn entfernt war und sie in etwa vierundzwanzig Stunden erreichen würde. Meine genaue Entfernung zum Planeten konnte ich nicht feststellen. Ich wußte nur, daß er riesig vor mir aufragte und mir sehr nahe erschien – relativ gesehen. Die Erde war bereits fünfunddreißig Millionen Kilometer entfernt, die Sonne etwa hundertundzehntausend Millionen Kilometer, und aus zwei oder drei Millionen Kilometern Abstand scheint bei dieser Konstellation ein Objekt von der Größe der Venus natürlich besonders nahe zu sein.

Ich dachte daran, daß die Anziehung der Venus meinen Kurs erneut ändern und mich vielleicht vor dem Sturz in die Sonne bewahren konnte; aber ich gab diese Hoffnung schnell wieder auf. Gewiß, die Bahn meines Torpedos blieb bestimmt nicht unbeeinflußt, aber so leicht gab die Sonne ihre Beute nicht frei. Mit diesen Gedanken kehrte auch die Gleichgültigkeit zurück, und ich verlor das Interesse an der Venus.

Ich nahm ein Buch zur Hand, legte mich auf das Bett und begann zu lesen. Meine Kabine war hell erleuchtet, denn ich brauchte in meiner Situation nicht mit Strom zu sparen. Da mich das Lesen im Bett immer schnell ermüdet, schloß ich bald das

Buch und fiel in einen tiefen Schlaf. Als ich nach einigen Stunden wieder erwachte, fühlte ich mich ausgesprochen wohl. Zwar raste ich mit einer Geschwindigkeit von siebenundfünfzigtausend Kilometern in der Stunde dem sicheren Tod entgegen, aber ich war dabei völlig ruhig. Ich mußte an den herrlichen Anblick denken, den die Venus bei meiner letzten Beobachtung geboten hatte, und erhob mich, um erneut einen Blick durch die Sichtluke zu werfen.

Das von der runden Fensteröffnung begrenzte Bild war unbeschreiblich schön. Zu doppelter Größe angewachsen, ragte die gewaltige Planetenmasse vor meinem Torpedo auf. Hinter ihr leuchtete die Sonne und ließ in den Oberschichten der Atmosphäre eine dünne, halbkreisförmige Korona erstehen.

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Seit der Entdeckung des Planeten waren zwölf Stunden vergangen, und diese Feststellung begann mich plötzlich zu interessieren. Offensichtlich war die Venus nur noch halb so weit entfernt wie vor zwölf Stunden, und plötzlich erschien mir eine Kollision gar nicht mehr so unmöglich. Vielleicht stürzte ich direkt über der ungastlichen, leblosen Welt ab!

War ich nicht ohnehin zum Tode verurteilt? Was machte es schon aus, wenn das Ende ein paar Monate früher kam als vorgesehen? Und doch vermochte ich meine Erregung nicht zu zügeln. Nicht

daß ich Angst verspürte – seit dem Tode meiner Mutter hatte ich keine Angst mehr gehabt – , aber ich ahnte den Beginn eines gewaltigen Abenteuers, das zu überdenken ich nicht müde wurde.

Welche Fügung mochte mich zur Venus verschlagen haben? Was stand mir bevor?

Die Stunden zogen sich dahin. Langsam kam der Planet näher, und er war durch die Seitenluken bald nicht mehr zu erkennen, so daß ich meine Beobachtungen durch das Periskop fortsetzen mußte. Dabei stellte ich sehr schnell fest, daß mein Torpedo noch kaum fünfzigtausend Kilometer von der Kreisbahn des Planeten entfernt war – weniger als eine Flugstunde. Es konnte kein Zweifel mehr bestehen: Die Venus hatte mich bereits in der Gewalt. Ein direkter Aufprall schien unvermeidlich. Trotz der widrigen Umstände konnte ich bei dem Gedanken an die ‚Treffsicherheit‘, die diese Tatsache enthüllte, ein Lächeln nicht unterdrücken. Ich hatte auf den Mars gezielt und war im Begriff, die Venus zu treffen. Zweifellos stellte das den negativsten Rekord aller Zeiten dar.

Obwohl ich vor dem Tod nicht zurückschreckte, und obwohl die besten Astronomen der Erde überzeugt waren, daß irdisches Leben auf der Venus nicht gedeihen konnte, war der Lebenswille in mir noch nicht gestorben, und ich traf einige der

Vorbereitungen, die ich auch bei meiner planmäßigen Ankunft auf dem Mars getroffen hätte.

Ich zog einen pelzbesetzten Schutzanzug über, setzte eine Brille und einen dicken Stoffhelm auf und befestigte den Sauerstofftank vor meiner Brust, wo er die Fallschirmleinen nicht durcheinanderbringen konnte. Schließlich legte ich den Fallschirm an.

Dann warf ich einen Blick auf die Uhr. Wenn meine Berechnungen richtig waren, mußten wir in etwa einer Viertelstunde auftreffen.

Der Ausblick war atemberaubend. Wir stürzten auf eine durcheinanderwirbelnde Masse aus schwarzen Wolken zu – auf ein Chaos, das mich an die Urdämmerung des Schöpfungstages denken ließ. Die Schwerkraft des Planeten hielt mich gepackt. Der Fußboden war zur Wand geworden, und die ehemalige Bugseite der Kabine diente mir als Fußboden – aber natürlich hatte ich diesen Umstand bei der Konstruktion des Torpedos berücksichtigt. Wir stürzten mit der Spitze voran auf den Planeten zu.

Von meinem Standort aus konnte ich die Kontrolle bedienen; außerdem hatte ich neben mir das Ausstiegsschott. Ich klinkte drei Fallschirmserien aus und öffnete die Tür in der Wand des inneren Torpedos. Es gab einen fühlbaren Ruck; die Fallschirme hatten sich geöffnet und den Fall des Torpedos vorübergehend abgebremst. Diese

Tatsache ließ darauf schließen, daß wir bereits eine Atmosphäre von spürbarer Dichte um uns hatten und daß ich keine Sekunde verlieren durfte.

Mit einer einzigen Hebelbewegung löste ich sämtliche Fallschirme aus und wandte mich dem Außenschott zu. Die Verschußbolzen wurden durch ein großes Rad in der Mitte der Tür bewegt und ließen sich sehr leicht öffnen. Ich biß in das Mundstück der Sauerstoffleitung und drehte blitzschnell das Rad.

Die Tür flog auf, und die entweichende Luft zog mich ins Freie hinaus. Meine rechte Hand schloß sich abwartend um die Reißleine des Fallschirms. Der Torpedo raste jetzt unter einer Glocke aus zahlreichen Schirmen fast parallel zu mir dahin. Einen Sekundenbruchteil später verschwand er in einer Wolkenbank und war nicht mehr zu sehen.

Da nun keine Gefahr mehr bestand, daß ich mit der Rakete zusammenstieß, riß ich an der Leine; im gleichen Augenblick verschluckten mich die dichten Wolken. Durch den Schutzanzug spürte ich die unangenehme Temperatur; die Kälte der Wolken schlug mir wie ein Schwall Eiswasser ins Gesicht. Zu meiner Erleichterung öffnete sich schließlich der Schirm und bremste meinen Fall.

Langsam sank ich hinab. Ich vermochte später nicht abzuschätzen, wie lange ich auf diese Weise im Nichts geschwebt und welche Strecke ich

zurückgelegt hatte. Meine Gedanken während dieser endlosen Minuten waren einfach unbeschreiblich. Vielleicht machte mich der Sauerstoff ein wenig betrunken – ich weiß es nicht. Ich fühlte mich jedenfalls äußerst beschwingt und war begierig, das große Geheimnis unter mir endlich zu ergründen. Der Gedanke an meinen bevorstehenden Tod berührte mich weniger als die Vorstellung dessen, was ich vor dem Sterben noch zu Gesicht bekommen würde. Ich war im Begriff, auf der Venus zu landen – ich sollte der erste Mensch überhaupt sein, der das Angesicht des wolkenverschleierte Planeten zu sehen bekam!

Plötzlich erreichte ich eine völlig wolkenlose Zone, die jedoch nicht breit war; tief unten stieg mir bereits eine weitere wogende graue Fläche entgegen, und ich mußte an die oft diskutierte Theorie der beiden venusianischen Wolkenhüllen denken. Die Temperatur begann langsam zu steigen, aber es war noch immer kalt.

Als ich die zweite Wolkenzone erreichte, begann es plötzlich viel schneller warm zu werden. Ich verringerte die Sauerstoffzufuhr und versuchte durch die Nase zu atmen. Nach einigen tiefen Atemzügen wußte ich, daß es in der Atmosphäre ausreichend Sauerstoff gab, wodurch eine der wesentlichen Venustheorien erschüttert wurde. In

mir erwachte die Hoffnung wie ein Leuchtfeuer auf einem nebelverhangenen Landefeld.

Ich schwebte weiter nach unten und bemerkte bald einen hellen Schimmer unter mir. Was mochte das sein? Es konnte sich um Sonnenlicht handeln; zu viele Gründe sprachen dagegen. Vor allem konnten Sonnenstrahlen nicht von unten kommen; außerdem war es Nacht auf dieser Seite des Planeten. Natürlich gingen mir sofort einige abenteuerliche Vermutungen durch den Kopf, und ich dachte zuerst, daß ich vielleicht auf eine in Flammen stehende Welt hinabstürzte. Ich gab diesen Gedanken aber sofort wieder auf, weil ich wußte, daß mich die Hitze dann schon längst vernichtet hätte. Dann fiel mir ein, daß es sich bei der Erscheinung vielleicht um Sonnenstrahlen handeln konnte, die von einem Teil der Wolkenhülle reflektiert wurden. Doch nein – wenn das der Fall gewesen wäre, hätten auch die Wolken in meiner unmittelbaren Nähe leuchten müssen.

Es schien nur eine Antwort auf die Frage zu geben – eine Antwort, die für einen Erdenmenschen ganz natürlich ist, wenn er auf keine andere Lösung kommt. Als zivilisierter Abkömmling einer Welt, auf der Wissenschaft und Technik bereits große Fortschritte gemacht hatten, schrieb ich das Leuchten schließlich den Fähigkeiten intelligenter

Wesen zu, die sich irgendwelche künstlichen Lichtquellen erschlossen hatten.

Ich begann mich nach der Natur dieser Wesen zu fragen; und wenn ich den Wundern, die meine Augen bald erschauen sollten, mit einer gewissen Erregung entgegensah, so mag das unter diesen Umständen eine verzeihliche Regung sein. Wer wäre an der Schwelle zu einem solchen Abenteuer nicht tief bewegt von dem Gedanken an die Erlebnisse, die ihn erwarteten?

Jetzt legte ich die Sauerstoffmaske ganz ab und stellte fest, daß ich ohne Schwierigkeiten atmen konnte. Das Licht unter mir wurde langsam intensiver. In meiner Nähe glaubte ich in den Wolkenmassen unbestimmte Formen zu erkennen, Schatten von unvorstellbaren Objekten. Ich schnallte den Sauerstofftank ab, ließ ihn fallen und hörte ihn Sekunden später irgendwo aufprallen. Im nächsten Augenblick breitete sich unter mir ein dunkler Schatten aus, und schon berührten meine Füße ein Objekt, das sofort nachgab.

Ich stürzte durch dichtes Blattwerk! Hastig versuchte ich mich festzuklammern. Einen Augenblick später erhöhte sich überraschend meine Fallgeschwindigkeit, und ich wußte sofort, was geschehen war: Durch den Kontakt mit den Blättern hatte sich der Fallschirm umgedreht. Verzweifelt versuchte ich an Blättern und Ästen Halt

zu finden, doch vergeblich. Schließlich wurde mein Fall ganz unerwartet doch gebremst; offensichtlich hatte sich die Fallschirmseide irgendwo verfangen, und ich hoffte, daß ich festsitzen würde, bis ich eine Stütze gefunden hatte.

Ich tastete in der Dunkelheit umher und berührte plötzlich einen festen Ast. Augenblicke später saß ich bereits mit dem Rücken am Stamm eines großen Baumes. Wieder mußte eine Theorie den Weg unzähliger Vorgängerinnen gehen. Offensichtlich gab es doch eine Vegetation auf der Venus. Wenigstens gab es *einen* Baum, dafür konnte ich mich verbürgen, denn ich saß in seinem Wipfel, und bei den Schatten hatte es sich offensichtlich um andere Bäume gehandelt.

Nachdem ich nun einen Sitzplatz gefunden hatte, befreite ich mich von den Resten des Fallschirms, nicht ohne vorher ein Stück Leine und die Ledergurte an mich genommen zu haben, die ich vielleicht bei meinem Abstieg noch brauchen konnte. Wenn man sich bei Nacht in einem Baumwipfel wiederfindet, hat man keine Vorstellung, wie der Baum weiter unten aussieht. Der Umfang des Stammes war gewaltig, aber die Äste wuchsen nicht so weit auseinander, daß ich keinen Halt fand.

Ich wußte nicht, wie tief ich in die zweite Wolkenhülle eingedrungen war, ehe ich auf den Baum traf, und wie weit ich überhaupt vom Wipfel

entfernt war. Ich war jedoch zweifellos noch in den Wolken. War es möglich, daß die gesamte Venusatmosphäre aus dichtem Nebel bestand? Ich wagte nicht daran zu denken, denn diese Vorstellung war zu trist.

Der Schimmer aus der Tiefe hatte sich weiter verstärkt, aber in meiner Nähe war es noch ziemlich dunkel. Ich begann den Abstieg, der anstrengend und nicht ungefährlich war. Denn bei Nacht und Nebel einen unbekannten Baum hinabzusteigen, einer unbekannten Welt entgegen, ist keine Leichtigkeit. Aber ich konnte auch nicht bleiben, wo ich war.

Welchen verrückten Streich hatte mir doch das Schicksal gespielt! Ich hatte die Venus besuchen wollen, hatte den Gedanken jedoch aufgegeben, als mir befreundete Astronomen einredeten, daß es dort weder tierisches noch pflanzliches Leben geben konnte. Ich war zum Mars gestartet und fand mich jetzt plötzlich doch auf der Venus wieder, die eine atembare Atmosphäre hatte – und Bäume, neben denen auch der größte irdische Mammutbaum winzig wirken mußte.

Es wurde zunehmend heller unter mir, und die Wolken wurden dünner und gaben sekundenlang den Blick frei auf eine unendliche Tiefe aus Blattwerk, das in den Schimmer eines unirdischen Mondes getaucht schien. Aber die Venus hatte

keinen Mond. In diesem Punkt stimmte ich mit unseren Astronomen überein.

Minuten später wich die Wolkendecke endgültig zurück. Im gleichen Augenblick entdeckte ich unter mir eine Konstruktion, die anscheinend einen Verbindungsweg zwischen zwei benachbarten Bäumen darstellen sollte. Unter mir waren die Äste abgeschnitten, so daß der Stamm bis zu dem Steg völlig kahl war. Zwei verblüffende Hinweise auf die Existenz intelligenter Wesen. Die Venus war bewohnt! Aber wie mochten diese auf Bäumen lebenden Wesen aussehen, die Verbindungswege zwischen den gigantischen Stämmen bauten? Handelte es sich um Affenmenschen? Gehörten sie einer niedrigen oder hohen Intelligenzstufe an? Und wie würden sie mich empfangen?

An diesem Punkt meiner sinnlosen Spekulationen ertönte plötzlich ein Geräusch über mir, und ich fuhr zusammen. Irgend etwas bewegte sich in den Blättern, und das Geräusch kam näher. Es schien von einem Wesen erzeugt zu werden, das eine beträchtliche Masse hatte – doch vielleicht ging nur die Phantasie mit mir durch. Auf jeden Fall war mir gar nicht wohl zumute, denn ich war völlig unbewaffnet. Ich hatte es mir zur Angewohnheit gemacht, niemals eine Waffe zu tragen. Zwar hatten mir meine Freunde vor dem Abflug ein ganzes Arsenal aufdrängen wollen, aber ich hatte den

Standpunkt vertreten, daß es meinen friedlichen Absichten nur förderlich sein könnte, unbewaffnet auf dem Mars zu erscheinen. Wenn ohnehin ein kriegerischer Empfang auf mich wartete, konnte ich auch mit meinen Waffen wenig ausrichten; wie durfte ich hoffen, als einzelner eine ganze Welt zu erobern?

Ober mir krachte plötzlich ein schwerer Körper durch das Blattwerk, und entsetzliches Schnauben und Kreischen störte die Stille des Waldes. Ich machte mir entsetzt klar, daß ich es nicht nur mit einem Wesen zu tun hatte. Wurde ich denn von sämtlichen Bewohnern dieses venusianischen Waldes verfolgt?

Vielleicht waren meine Nerven überreizt, was im Grunde verständlich gewesen wäre. Jedenfalls brachte ich noch die Vernunft auf, daran zu denken, daß zwar Geräusche in der Nacht oft viel intensiver an unser Ohr dringen, daß das wilde Geknurre und Gejaule aber zweifellos von zwei Kreaturen erzeugt wurde, die immer näher kamen. Natürlich wußte ich nicht, ob es die beiden Wesen auf mich abgesehen hatten, doch in mir erhob sich eine leise Stimme, die zur Vorsicht mahnte.

Ich hätte mich wohler gefühlt, wenn ich den Verbindungssteg erreicht hätte und in der Lage gewesen wäre, den Angriff fest auf beiden Füßen stehend zu erwarten. Aber ich konnte mich nicht

einfach fallenlassen, zumal unter mir die stützenden Äste fehlten. Schließlich dachte ich an das Seil, das ich mitgebracht hatte, löste es von meiner Hüfte und warf es über den Ast, auf dem ich saß. Mit den Händen hielt ich beide Enden fest und machte Anstalten, mich hinabzuschwingen. Plötzlich verstummten die entsetzlichen Geräusche über mir; dafür ertönte lautes Rascheln. Offensichtlich stieg das unbekannte Wesen jetzt zu mir herab. Gleich darauf begannen sich die Äste unter seinem Gewicht zu biegen.

Ich klammerte mich an dem Seil fest und ließ mich langsam nach unten gleiten, bis ich auf dem Verbindungssteg Fuß gefaßt hatte. Im gleichen Augenblick wurde die Stille des Waldes von einem gewaltigen Schrei unterbrochen. Ich sah hastig hoch und erblickte ein Wesen, das sich auf mich stürzen wollte, und dahinter einen unbeschreiblich scheußlichen Kopf. Ich erhaschte nur einen kurzen Blick darauf und konnte nur erkennen, daß es sich um einen Kopf mit zwei Augen und einem Maul handelte – Sekundenbruchteile später wurde er bereits zurückgezogen und verschwand zwischen den Blättern.

Vielleicht nahm ich dieses Bild zunächst überhaupt nur unbewußt auf, denn die Szene war nichts als ein Abdruck auf der Retina meines Auges, während das andere Ungeheuer im Sprung

über mir schwebte; auf jeden Fall prägte es sich mir derart ins Gedächtnis ein, daß ich später noch oft daran denken mußte.

Ich sprang zurück, um dem angreifenden Monstrum auszuweichen, wobei ich ein Ende des Seils festhielt – ein völlig unbewußter, mechanischer Griff, der sich jedoch zu meinem Vorteil auswirken sollte. Jedenfalls zog ich das Seil bei meinem Sprung mit.

Das Wesen verfehlte mich und setzte einige Schritte von mir entfernt mit allen vieren auf, duckte sich leicht verdutzt zusammen und ging zum Glück nicht sofort wieder zum Angriff über. So hatte ich Gelegenheit, wieder zu mir zu kommen und langsam zurückzuweichen, während ich gleichzeitig das Seil mit meiner Rechten aufrollte. Oft ist man außerstande, gerade solche einfachen und nebensächlichen Dinge zu erklären, die man in Augenblicken der Not oder Erregung tut; doch ich bin der Meinung, daß sie einem wahrscheinlich vom Unterbewußtsein aufgezwungen werden, das dem Drang der Selbsterhaltung folgt. Möglicherweise wirken sie sich nicht immer positiv aus, da sich das Unterbewußtsein ebenso wie der bewußte Geist irren kann. Jedenfalls kann ich mir den unbestimmten Drang, der mich veranlaßte, das Seil festzuhalten, nicht anders erklären. Und dieses Seil war der dünne Faden, an dem mein Leben hängen sollte.

Schweigen hatte sich über die unheimliche Szene gelegt. Nach dem letzten Schrei des entsetzlichen Wesens, das sich in die Dunkelheit zurückgezogen hatte, war es still geblieben. Das Ungeheuer, das sich vor mir duckte, schien verwirrt zu sein. Ich bin inzwischen zu der Überzeugung gekommen, daß es ursprünglich nichts von meiner Gegenwart gewußt hatte, sondern daß es von dem anderen Wesen verfolgt worden war.

In dem Halbdämmer der venusianischen Nacht sah ich mich einem Tier gegenüber, das einem Alptraum entsprungen schien. Es war etwa so groß wie ein ausgewachsener Puma und hatte vier handähnliche Klauen, die mich vermuten ließen, daß es nur in den Bäumen lebte. Die Vorderbeine waren zudem viel länger als die Hinterbeine und verliehen dem Tier eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Hyäne – die aber damit bereits erschöpft war. Der Pelz war in rot und gelb längs gestreift, und der gewaltige Kopf zeugte von der außerirdischen Herkunft des Tieres. Ohren waren nicht zu sehen, und auf der niedrigen Stirn erhob sich ein einzelnes, großes, rundes Auge, das am Ende einer etwa zehn Zentimeter langen dicken Antenne schwang. Das Ungeheuer hatte kräftige Kiefer mit langen, scharfen Zähnen, und links und rechts am Hals ragten zwei gewaltige Scheren hervor. Ich hatte noch kein Wesen gesehen, das auf ähnliche Weise für den Angriff ausgerüstet war. Mit seinen Scheren

hätte es sich mühelos einen Gegner vom Leib halten können, der stärker war als ein Mensch.

Eine Zeitlang beäugte es mich mit dem entsetzlichen Auge, das langsam hin und her pendelte – zusammen mit den Scheren, die sich zudem öffneten und schlossen. In der kurzen Atempause, die mir vergönnt war, blickte ich mich um und entdeckte zu meiner Überraschung eine Öffnung im Stamm hinter mir – eine Öffnung von etwa einem Meter Breite und fast zwei Metern Höhe. Besonders bemerkenswert erschien mir, daß diese Öffnung mit einer Tür verschlossen war, einer Tür aus Holzstäben.

Verblüfft betrachtete ich meine Entdeckung und fragte mich gerade, was ich jetzt tun sollte, als ich plötzlich eine Bewegung hinter den Türstäben bemerkte. Im nächsten Augenblick tönte eine Stimme aus dem Inneren des Stammes – offenbar die Stimme eines Menschen, die jedoch eine mir unbekannte Sprache sprach. Der Unbekannte hatte einen sehr entschiedenen Ton, und ich konnte mir fast vorstellen, daß er fragte: »Wer sind Sie, und was wollen Sie hier mitten in der Nacht?«

»Ich bin ein Fremder«, sagte ich. »Ich komme in Frieden und Freundschaft.«

Natürlich wußte ich, daß mich das Wesen hinter der Tür nicht verstehen konnte, aber ich hoffte, daß meine friedlichen Absichten an dem Ton zu erkennen

waren, den ich angeschlagen hatte. Nach kurzem Schweigen wurden andere Stimmen hinter der Tür laut; offensichtlich besprach man die Situation. Dann bemerkte ich, daß sich das Wesen auf dem Verbindungssteg an mich heranzuschleichen begann, und wandte mich wieder um.

Ich hatte zwar keine Waffe, sondern nur ein Stück nutzloses Seil, aber ich wußte, daß ich etwas unternehmen mußte. Irgend etwas. Ich konnte nicht einfach stehenbleiben und dem Tier seinen Willen lassen. Ich entrollte ein Stück Seil und ließ das Ende vorschnellen.

Natürlich konnte ich nicht hoffen, das Tier durch ein solches Manöver zum Rückzug zu treiben – um ehrlich zu sein, wußte ich überhaupt nicht, was ich mit dem Schlag erreichen wollte. Jedenfalls ließ ich das Seilende durch die Luft knallen, wie ein Dompteur in der Manege mit seiner Peitsche knallt, und obwohl die Bewegung überaus schnell war, zuckte eine Schere des Wesens blitzartig vor und umfing das Seil, ehe es seinen Kopf erreichte.

Ich ließ das Seil herumschnellen und warf sofort eine zweite Schlinge, woraufhin das Wesen verzweifelt zu zerren begann. Wahrscheinlich war diese Bewegung auf einen instinktiven Drang zurückzuführen, aber ich konnte nicht sagen, wann es seine Taktik ändern und auf mich losstürzen würde. Einer plötzlichen Eingebung

folgend, machte ich mein Ende des Seils an einem der starken Geländerpfosten fest; und wie erwartet ging das Ding plötzlich mit wütendem Brüllen zum Angriff über.

Ich wandte mich zur Flucht und hoffte, daß ich mich vor den entsetzlichen Scheren retten konnte. Erleichtert atmete ich auf, als sich das Seil spannte und den entsetzlichen Körper so heftig zurückriß, daß das Ungeheuer fast auf den Rücken zu liegen kam. Doch ich sollte mich meines Tricks nicht lange erfreuen, denn kaum hatte es sich wieder hochgerappelt, als es auch schon das Seil mit einem leisen Schnappen seiner Scheren durchtrennte und sich sofort wieder auf mich stürzte.

Offensichtlich sollte mein Aufenthalt auf der Venus nur von kurzer Dauer sein, und ich machte mich auf ein schnelles Ende gefaßt. Doch da öffnete sich plötzlich die Tür im Baumstamm, und drei Männer sprangen hinter dem heranrasenden Tier auf den Verbindungssteg. Der erste Mann schleuderte einen kurzen, schweren Speer, der tief in den Rücken meines wütenden Verfolgers drang. Sofort wirbelte das Wesen herum, um gegen die neuen Angreifer vorzugehen, die gefährlicher waren als ich; im gleichen Augenblick schleuderten auch die anderen Männer ihre Speere, die sich in die Brust des Wesens bohrten. Mit einem schrecklichen Schrei sank es tot auf dem Steg zusammen.

Der Anführer der drei kam auf mich zu. In dem Zwielficht des Waldes schien er sich von einem Erdbewohner nicht zu unterscheiden. Er hatte die Spitze seines Schwertes warnend gehoben. Hinter ihm standen die beiden anderen Männer, die Waffen ebenfalls griffbereit.

Der erste Mann sprach mich mit fester, befehlsgewohnter Stimme an, aber ich schüttelte den Kopf, um ihm zu zeigen, daß ich nicht verstand. Schließlich drückte er mir die Schwertspitze in die Magengrube und stieß leicht zu. Ich wich zurück. Er kam mir nach, und wieder trat ich einen Schritt zurück. Dann begannen mich die Männer interessiert zu untersuchen, während sie sich angeregt unterhielten.

Ich konnte sie jetzt besser erkennen. Sie waren etwa so groß wie ich und schienen, soweit ich es erkennen konnte, anatomisch dem irdischen Menschen zu entsprechen. Viel blieb meiner Phantasie dabei nicht überlassen, denn abgesehen von den Lendentüchern und den Gürteln mit den Schwertscheiden waren die Männer nackt. Ihre Haut schien dunkler getönt zu sein, wenn sie mir auch keine Neger zu sein schienen; ihre Gesichter waren glatt und schön.

Mehrmals wurde ich direkt angesprochen und gab auch immer eine Antwort; natürlich verstanden wir einander nicht. Nach längerer

Diskussion verschwand einer der Männer wieder in der Öffnung; und gleich darauf blickte ich in das erleuchtete Innere des Raumes.

Man bedeutete mir, durch die Öffnung zu treten, und ich setzte mich in Bewegung. Die Männer gingen kein Risiko ein und hielten ihre Schwerter drohend erhoben. Ich betrat den Raum, den man aus dem Innern des Baumstamms geschlagen hatte. Auf der anderen Seite waren mehrere Türen zu sehen, die wahrscheinlich zu anderen Räumlichkeiten führten. Es gab Stühle und einen Tisch; die unebenen Wände waren leicht getönt. Auf dem Fußboden lag ein großer Teppich, und der Raum wurde von einem an der Decke hängenden Gefäß erhellt, das ein grelles Licht ausstrahlte.

Die Männer folgten mir und schlossen die Tür mit einer Vorrichtung, die ich im Augenblick nicht erkennen konnte. Dann wies man auf einen Stuhl und bedeutete mir, daß ich mich setzen sollte. Im Schein der hellen Lampe betrachteten mich die Männer eingehend, während mein Interesse an ihnen nicht minder groß war. Die größten Probleme schien ihnen meine Kleidung zu bereiten; wenn ich ihre Gesten richtig deutete, unterhielten sie sich lebhaft über Material und Zuschnitt meines Schutzanzugs.

Da mir in meiner gefütterten Wollmontur bald unerträglich warm wurde, entledigte ich mich meiner

Lederjacke und meines Polohemdes. Jedes abgelegte Kleidungsstück fand das ungeteilte Interesse der Männer und regte sie zu lebhaften Diskussionen an. Meine helle Haut und mein blondes Haar schienen ebenfalls Aufsehen zu erregen.

Schließlich verließ einer der Männer das Zimmer, und während seiner Abwesenheit nahm ein anderer die Dinge an sich, die auf dem Tisch gelegen hatten – anscheinend in Leder und Holz gebundene Bücher, verschiedene Zierstücke und einen Dolch in einer herrlich gearbeiteten Scheide.

Der dritte Mann kehrte zurück und brachte etwas zu essen und zu trinken. Er bedeutete mir, daß ich mich hinsetzen und essen sollte. Ich konnte wählen zwischen Früchten und Nüssen in polierten Holzschalen, zwischen brotähnlichem Gebäck auf einem goldenen Teller und Honig in einem Silberkrug. Ein hoher, schlanker Kelch enthielt eine weißliche Flüssigkeit, die mich an Milch erinnerte. Das fein gearbeitete Geschirr und die Einrichtung des Raumes zeugten von einer hochstehenden Kultur, die im Widerspruch zu dem wilden Aussehen der Venusmenschen zu stehen schien.

Vom Aussehen und Geschmack her waren mir die Früchte und Nüsse völlig unbekannt; etwas Ähnliches hatte ich auf der Erde noch nicht zu essen bekommen. Das Brot war grobkörnig und

schmeckte gut, und der Honig, wenn es sich wirklich um Honig handelte, war ganz vorzüglich. Die Milch – ich finde kein anderes Wort dafür – war stark und scharf, ohne unangenehm zu schmecken. Es konnte kein großes Problem sein, die Nahrung der Venusbewohner schätzen zu lernen.

Während des Essens unterhielten sich die drei Männer angeregt und boten mir zwischendurch immer wieder neue Speisen an. Sie schienen sehr gastfreundlich zu sein, und wenn alle Menschen auf der Venus so waren, konnte das Leben hier ganz angenehm werden. Daß es allerdings auch seine Schattenseiten hatte, ließ sich unschwer an den Waffen erkennen, die man mit sich herumtrug; niemand brauchte sich ohne ernsten Grund mit Schwert und Dolch zu versehen.

Als ich meine Mahlzeit beendet hatte, führten mich zwei der Männer durch eine rückwärtige Tür, eine Wendeltreppe hinauf und in eine kleine Kammer. Treppe und Flur waren durch eine Lampe erhellt, die ihren Schein durch das Holzgitter der Tür warf, die hinter mir verschlossen wurde. Gleich darauf war ich allein.

Auf dem Fußboden lag eine weiche Matratze und eine seidige Decke. Da es sehr warm war, entledigte ich mich meiner Kleidung bis auf die Unterhose und legte mich hin. Nach der anstrengenden Kletterei in dem gigantischen Baum war ich rechtschaffen

müde und wäre sofort fest eingeschlafen, wenn mich nicht plötzlich ein Schrei aufgeschreckt hätte, der mich an den Angriff des entsetzlichen Wesens erinnerte, dem ich im letzten Augenblick entkommen war.

Doch der Körper forderte seinen Tribut, und ich sank in tiefen Schlaf.

4

Als ich erwachte, war es ziemlich hell in dem Raum, und durch das Fenster war das Blattwerk des Baumes zu sehen, das im Licht des neuen Tages schimmerte – in einem Licht, das nicht von einer Sonne stammte, das aber trotzdem alles zu durchdringen schien. Die Luft war feucht und schwül. Unter mir sah ich verschiedene Verbindungsstege, die sich von Baum zu Baum erstreckten, und auf einigen konnte ich Gestalten erkennen. Bis auf ein Lendentuch waren die Männer unbekleidet, was mir angesichts der venusianischen Temperaturen nicht mehr ungewöhnlich vorkam. Auch Frauen waren zu sehen; und während die Männer mit Schwertern und Messern bewaffnet waren, trugen die Frauen nur Dolche am Gürtel. Die Menschen, die ich zu Gesicht bekam, schienen ausnahmslos der gleichen Altersstufe anzugehören und besaßen eine besondere Anmut; Kinder und ältere Leute bekam ich nicht zu Gesicht.

Ich beugte mich vor und versuchte durch mein vergittertes Fenster den Waldboden auszumachen, aber soweit ich sehen konnte, erstreckte sich nur das Geäst der Bäume. Und was für Bäume das

waren! Von meinem Fenster aus waren allein vier gewaltige Stämme zu sehen, die mindestens einen Durchmesser von sechzig Metern hatten. Der Baum, an dem ich herabgeklettert war, war mir wie ein Riese vorgekommen, aber im Vergleich zu den Stämmen, die ich jetzt erblickte, war er nur ein kleiner Schößling.

Während ich noch staunend in die unbekannte Welt hinausblickte, ertönte plötzlich ein Geräusch hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte einen der drei Männer. Er begrüßte mich mit Worten, die ich nicht verstand, und mit einem Lächeln, das ich natürlich richtig zu deuten wußte. Ich sagte: »Guten Morgen!«

Er winkte mir, ihm zu folgen, aber ich bedeutete ihm, daß ich zuerst meine Kleider anlegen wollte. Zwar wußte ich, daß mir darin sehr heiß werden würde, aber die Macht der Gewohnheit war so groß, daß ich mich nicht in Unterhosen in die Welt hinauswagte, so vernünftig das gewesen wäre.

Als er begriff, was ich tun wollte, ließ er mich nach kurzem Zögern gewähren. Er war ein gutgebauter Mann und etwas kleiner als ich. Bei Tageslicht konnte ich jetzt erkennen, daß seine Haut etwa die Tönung hatte, die bei uns auf der Erde als gute Ferienbräune gilt; dazu hatte er dunkelbraune Augen und schwarzes Haar. Mit meiner hellen

Haut, meinen blauen Augen und meinem blonden Haar stach ich von ihm ab.

Als ich mich angezogen hatte, folgte ich ihm nach unten in einen Raum, in dem seine beiden Begleiter mit zwei Frauen beim Frühstück saßen. Als ich das Zimmer betrat, starrten mich die Frauen neugierig an, während mich die Männer freundlich lächelnd begrüßten. Sie bedeuteten mir durch Gesten, daß ich mich zu ihnen setzen sollte. Die Frauen musterten mich offen, ohne daß ihre Blicke herausfordernd wirkten, und es konnte kein Zweifel bestehen, daß sie untereinander und mit den Männern über mich sprachen. Beide sahen ungewöhnlich gut aus. Ihre Haut war etwas heller als die der Männer, während ihre Augen und Haare etwa die gleiche Färbung hatten. Ihre Kleidung war einfach; sie bestand aus dem Material, aus dem auch meine Bettdecke geschnitten war, und wand sich in Form einer breiten Schärpe um die Brüste, von dort nach unten um die Hüfte und schließlich zwischen den Beinen hindurch wieder nach vorn, wo es noch einmal umgeschlagen bis zu den Knien hinabhing. Der Stoff war in herrlichen Farben bestickt. Außerdem hatten die Frauen breite Gürtel mit kleinen Taschen und Dolchen und trugen kostbare Ringe, Broschen und Haarspangen. Zu dem Material, aus dem der Schmuck gefertigt war, gehörten offensichtlich auch Gold und Silber und Elfenbein und Korallengestein, wenn ich mich nicht irrte. Besonders beeindruckte

mich natürlich die künstlerische Geschicklichkeit, die, wie ich vermutete, den eigentlichen Wert der Schmuckstücke ausmachte.

Auf dem Tisch fand ich verschiedene Gerichte, die ich nicht kannte, Brot, das anders war als das Brot des Vorabends, und – was ich bereits gekostet hatte – Milch und Honig. Eine der Speisen schien aus Eiern und Fleisch zu bestehen, aber ich konnte es nicht genau bestimmen. Auf jeden Fall hätte man schon ein besonders schwieriger Esser sein müssen, um nicht irgend etwas für seinen Geschmack zu finden.

Während des Essens führten die Venusbewohner ein ernstes Gespräch, und ihre Blicke und Gesten verrieten mir, daß ich das Thema war, über das sie sich unterhielten. Die beiden Mädchen belebten die Mahlzeit, indem sie ein Gespräch mit mir zu führen versuchten, was ihnen offensichtlich großen Spaß machte. Ihr Lachen war derart ansteckend, daß ich mehr als einmal laut herausplatzte. Endlich kam ein Mädchen auf den glücklichen Gedanken, mir die Venussprache beizubringen. Sie deutete auf sich und sagte: »Zuro.« Dann zeigte sie auf das andere Mädchen und sagte: »Alzo.« Die Männer begannen sich für den Gedanken zu erwärmen, und ich wußte bald, daß der Anführer Duran und seine Begleiter Olthar und Kamlot hießen.

Aber ehe ich mehr als die Namen und die Bezeichnungen einiger Nahrungsmittel gelernt hatte, waren wir mit dem Frühstück fertig, und die drei Männer führten mich davon. Als wir auf den Steg hinaustraten, der an Durans Räumen vorbeiführte, erregten wir sofort die Aufmerksamkeit der Passanten, die mich neugierig musterten. Es wurde mir klar, daß ich einem Menschenschlag angehören mußte, der auf der Venus sehr selten, wenn nicht sogar unbekannt war, denn meine blauen Augen und blonden Haare stießen, wie sich aus den Blicken und Gesten ergab, auf ebensoviel Interesse wie meine Kleidung.

Wir wurden oft von neugierigen Freunden meiner Bewacher aufgehalten – oder waren sie meine Gastgeber? Ich wußte noch nicht recht, in welche Kategorie ich sie einordnen mußte. Jedenfalls schien mir niemand böse gesonnen, und wenn mich die Venusbewohner überrascht musterten, so waren sie nicht minder interessant für mich. Vom Typ gab es große Unterschiede, doch sie waren ausnahmslos hübsch und schienen etwa der gleichen Altersstufe anzugehören. Noch immer waren weder Kinder noch alte Leute zu sehen.

Bald näherten wir uns einem Baum, der derart gewaltig war, daß ich zuerst meinen Augen nicht traute – der Durchmesser des Stammes betrug mindestens hundertfünfzig Meter. Dreißig Meter

über und unter dem Steg hatte man die Äste entfernt, und in der Rinde gähnten zahlreiche Fenster- und Türöffnungen, und viele Veranden und Laufgänge zogen sich um den Stamm. Vor einer großen, geschnitzten Tür hielt sich eine Gruppe bewaffneter Männer auf. Duran trat auf einen der Männer zu und sprach mit ihm.

Wie ich damals zu hören glaubte, redete er den Mann mit Tofar an, und ich erfuhr später, daß dies tatsächlich sein Name war. Um den Hals trug er eine Kette mit einer leuchtenden Metallscheibe, auf der sich hieroglyphische Zeichen erhoben; ansonsten unterschied ihn nichts von seinen Begleitern. Während seiner Unterhaltung mit Duran musterte er mich langsam von Kopf bis Fuß. Schließlich verschwanden er und Duran im Innern des Baumes, während mich die anderen weiter anstarrten und Kamlot und Olthar ausfragten.

Ich ergriff die Gelegenheit und betrachtete die wundervollen Schnitzereien, die das Portal in einem meterbreiten Streifen umgaben. Die dargestellten Motive schienen der Geschichte entlehnt. Ich konnte mir vorstellen, daß die Szenen wichtige Ereignisse im Leben einer Dynastie oder Nation wiedergaben und daß jeder sorgfältig geschnittene Kopf das Porträt einer lebenden oder toten Berühmtheit war.

Ich war noch in die Betrachtung der herrlichen Arbeiten vertieft, als Duran und Tofar wieder zum

Vorschein kamen und mir und meinen Begleitern bedeuteten, ihnen in das Innere des gewaltigen Baumes zu folgen. Wir passierten mehrere große Räume und Korridore, die man aus dem Stamm des lebenden Baumes herausgeschält hatte, und erreichten schließlich eine hübsche Treppe, die uns nach unten in ein tiefergelegenes Stockwerk brachte. Die Räume nahe der Rinde hatten Fenster nach außen, während die inneren Räumlichkeiten und Korridore durch Lampen erhellt wurden.

Die Treppe mündete in einen großen Raum, vor dessen Eingang zwei mit Speeren und Schwertern bewaffnete Männer Wache hielten. Wir traten durch die breite Tür und sahen am anderen Ende des Zimmers einen Mann hinter einem Tisch sitzen. Wir blieben an der Tür stehen, und meine Begleiter verharrten in respektvollem Schweigen, bis der Mann am Tisch aufblickte und sie anredete. Dann erst führten sie mich quer durch den Raum an den Tisch.

Der Mann unterhielt sich freundlich mit den Männern, deren Namen er zu kennen schien. Er selbst wurde mit Jong angeredet. Er war eine eindrucksvolle Erscheinung. In der Kleidung unterschied er sich nicht von den anderen Venusbewohnern; nur trug er ein Stirnband mit einer kreisförmigen Metallscheibe. Er schien an mir interessiert zu sein und betrachtete mich

eingehend, während Duran offensichtlich die Geschichte meines überraschenden Auftauchens erzählte.

Als Duran geendet hatte, wandte sich Jong direkt an mich. Er sprach mit ernstem Gesicht, doch sein Tonfall war freundlich. Aus reiner Höflichkeit antwortete ich ihm, obwohl ich wußte, daß er mich ebensowenig verstehen konnte wie ich ihn. Er lächelte, schüttelte den Kopf und wandte sich wieder den anderen zu. Nach kurzer Diskussion schlug er auf einen Metallgong, der neben ihm auf dem Tisch stand, erhob sich, kam um den Tisch herum und begann mich zu untersuchen. Er betastete meine Kleidung, befühlte meine Hände, mein Gesicht und mein Haar und ließ mich den Mund öffnen, damit er meine Zähne sehen konnte. Ich mußte an einen Sklavenmarkt denken, und der Gedanke kam mir zu meiner eigenen Überraschung plötzlich gar nicht so abwegig vor.

Minuten später trat ein Mann ein, den ich für einen Diener hielt, nahm verschiedene Anweisungen entgegen, und verschwand wieder. Dann ging die Untersuchung weiter, die mir – ich muß es offen sagen – nicht gerade gefiel. Aber mein gesunder Menschenverstand hielt mich davon ab, Jong Einhalt zu gebieten. Ich tat gut daran, denn meine Position war noch ganz und gar ungefestigt.

Wenig später kam ein Mann durch eine Tür zu meiner Rechten herein – offensichtlich von dem Diener herbeigerufen. Wie die anderen sah er gut aus und war etwa dreißig Jahre alt. An der Schönheit der Venusmenschen, das merkte ich schon, konnte ich mich nicht sattsehen, denn ihr gutes Aussehen war nicht etwa monoton; jeder hatte seine ureigensten Züge, die mich faszinierten.

Der Mann namens Jong redete etwa fünf Minuten lang lebhaft auf den Neuankömmling ein und berichtete ihm offenbar, was man über mich wußte. Dann gab er einige Anweisungen, woraufhin der Mann ein Zeichen machte, ihm zu folgen. Er führte mich in einen Raum im gleichen Stockwerk – in einen Raum mit drei großen Fenstern und mehreren Tischen und Stühlen. An den Wänden zogen sich Regale mit Gebilden hin, bei denen es sich nur um Bücher handeln konnte – Tausende von Büchern.

Die nun folgenden drei Wochen gehörten zu den schönsten meines Lebens. In dieser Zeit weihte mich Danus, in dessen Obhut man mich gegeben hatte, in die Geheimnisse der venusianischen Sprache ein und berichtete mir viel über den Planeten, über die Menschen, mit denen ich es zu tun hatte, und über ihre Geschichte. Die Sprache bereitete mir keine Schwierigkeiten, obwohl ich sie an dieser Stelle nicht genauer beschreiben

möchte. Das Alphabet besteht aus vierundzwanzig Symbolen, von denen fünf die einzigen Vokallaute darstellen, die die venusianischen Stimmbänder hervorbringen können. Die Sprache kennt keine Groß- und Kleinschreibung und hat vernünftige Regeln für die Zeichensetzung; zum Beispiel weiß man gleich zu Beginn eines Satzes, ob er in einem Ausruf, einer Frage oder einem Befehl endet oder ob er eine einfache Feststellung beinhaltet – die entsprechenden Satzzeichen werden – ähnlich wie im Spanischen – schon am Anfang aufgeführt.

Eine Besonderheit, die die venusianische Sprache besonders leicht erlernbar macht, ist das Fehlen unregelmäßiger Verben – der Wortstamm bleibt in allen Ableitungen erhalten und wird nur durch verschiedene zweckmäßige Hilfsörter ergänzt.

Aber ich lernte die Sprache meiner Gastgeber nicht nur sprechen, sondern wurde natürlich auch im Lesen und Schreiben unterwiesen. In der Folge verbrachte ich zahlreiche angenehme Stunden in der Bibliothek, dessen Pfleger Danus war. Als ich mir die Grundlagen der Sprache erarbeitet hatte, widmete sich mein Lehrer wieder seinen zahlreichen anderen Pflichten. Er war oberster Physiker und Arzt seines Landes, Leibarzt des Königs und außerdem Leiter einer Schule für Medizin und Chirurgie.

Eine der ersten Fragen, die Danus an mich richtete, war die Frage nach meiner Herkunft. Doch als ich ihm erzählte, daß ich von einer anderen Welt kam, die über fünfzig Millionen Kilometer von Amtor entfernt war – Amtor ist der Name, den die Venusbewohner ihrem Planeten gegeben haben –, schüttelte er zweifelnd den Kopf.

»Außerhalb von Amtor besteht kein Leben«, sagte er. »Wie kann es Leben geben, wenn dort überall das Feuer herrscht?«

»Wie ist denn Ihre Theorie über das...?« begann ich, konnte die Frage jedoch nicht beenden, denn es gab kein amtorisches Wort für den Begriff »Universum«, ebensowenig wie für »Sonne«, »Mond«, »Stern« oder »Planet«. Ich formulierte meine Frage also anders: »Wovon, glauben Sie, ist Amtor umgeben?«

Er trat an ein Regal, legte einen großen Band auf den Tisch, öffnete ihn und deutete auf eine wunderbar gezeichnete Karte Amtors. Drei konzentrische Kreise waren zu sehen. Die Fläche zwischen den beiden inneren Kreisen bildete einen ringförmigen Gürtel, der als Trabol – warmes Land – gekennzeichnet war. Zwischen den beiden Kreisen waren die Umrisse von Kontinenten mit feinen Strichen eingezeichnet, die die Kreislinie zuweilen überschritten, als ob sich an dieser Stelle besonders

mutige Männer in die Gefahren eines unbekannten und unwirtlichen Gebietes hinausgewagt hätten.

»Das ist Trabol«, erklärte mir Danus und deutete mit dem Finger auf den Teil der Karte, den ich kurz beschrieben habe. »Es umschließt Strabol, das den Mittelpunkt Amtors bildet. Strabol ist ein außerordentlich heißes Gebiet, und das Land ist dort mit riesigen Wäldern und dichtem Unterholz bedeckt und wird von großen Landtieren, Reptilien und Vögeln bewohnt, während sich in den warmen Gewässern unzählige Ungeheuer tummeln. Bisher ist noch niemand, der sich tief in Strabol hineingewagt hat, lebendig wieder zurückgekehrt.

Auf der anderen Seite von Trabol«, fuhr er fort und deutete auf den äußeren Gürtel, »liegt Karbol, das kalte Land. Hier ist es so kalt, wie es in Strabol heiß ist. Auch hier gibt es seltsame Tiere, und Abenteurer haben von wilden Menschen berichtet, die in Pelze gekleidet waren. Aber es ist ein unwirtliches Land, in das sich nur wenige wagen – aus Angst, über den Rand in die geschmolzene See zu stürzen.«

»Über welchen Rand?« fragte ich.

Er blickte mich erstaunt an. »Wenn Sie mir eine solche Frage stellen, muß ich tatsächlich glauben, daß Sie von einer anderen Welt kommen«, stellte er fest. »Wollen Sie etwa sagen, daß Sie nichts von der äußeren Gestalt Amtors wissen?«

»Ich weiß nichts über Ihre Theorie in diesem Punkt«, erwiderte ich.

»Das ist keine Theorie, sondern eine Tatsache«, berichtigte er mich sanft, »denn es gibt keine andere Erklärung für die beobachteten Naturerscheinungen. Amtor ist eine gewaltige Scheibe mit hochgewölbtem Rand und schwimmt auf einem Meer aus geschmolzenem Metall und Felsengestein – was dadurch bewiesen wird, daß diese flüssige Masse gelegentlich aus Berggipfeln hervorbricht, wenn in der Unterseite Amtors ein Loch entstanden ist.

Karbol, das kalte Land, ist eine weise Vorsehung der Natur und mildert die entsetzliche Hitze, die ständig am Außenrand Amtors herrschen muß.

Über und um Amtor erstreckt sich ein Chaos aus Feuer und Flammen, vor dem uns die Wolken schützen. Gelegentlich entstehen Risse in der Wolkendecke, und bei Tage hat die eindringende Hitze schon dazu geführt, daß Pflanzen verdorrten und Leben vernichtet wurde, während das gleichzeitig erstrahlende Licht von einer unerträglichen Helligkeit war. Wenn die Risse in der Nacht auftraten, blieb die Hitze zwar aus, aber wir sahen die Funken des Feuers, das über uns leuchtet.«

Ich versuchte ihm die Kugelgestalt der Planeten zu erläutern und ihm begreiflich zu machen, daß es sich bei Karbol nur um die kalte Zone an einem

der Pole handeln konnte, während sich Strabol, das heiße Land, in der Äquatorgegend erstreckte, und daß Trabol nur eine von zwei gemäßigten Klimazonen war. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß Strabol sich rings um einen Globus erstreckte und kein kreisförmiges Gebiet in der Mitte einer Scheibe war. Danus hörte mir höflich zu, lächelte aber nur und schüttelte den Kopf, als ich geendet hatte.

Zuerst konnte ich nicht begreifen, daß sich ein Mann von seiner Intelligenz und Bildung an eine solche Überzeugung klammerte, doch als mir dann einfiel, daß weder er noch einer seiner Mitmenschen jemals den Himmel gesehen hatte, begann ich mir klarzumachen, daß es wenig Grundlage geben konnte für eine andere Theorie; und keine Theorie kommt ohne ein solides Fundament aus. Dabei kam mir erneut zu Bewußtsein, welch große Bedeutung die Astronomie in der zivilisatorischen und wissenschaftlichen Entwicklung auf der Erde gespielt hatte. Hätte der Mensch derartige Fortschritte machen können, wenn ihm der Himmel verhüllt gewesen wäre? Ich wußte es nicht.

Aber ich gab auch nicht auf. Ich lenkte Danus' Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß – wenn seine Theorie zutraf – die Grenze zwischen Trabol und Strabol – zwischen der gemäßigten und der äquatorialen Zone – viel kürzer sein müßte, als

die Grenze zwischen Trabol und Karbol, dem Polargebiet. Diese Tatsache wurde zwar auf seiner Karte ausgewiesen, konnte jedoch nicht durch tatsächliche Vermessung bestätigt worden sein. Meine Theorie ging davon aus, daß das Gegenteil der Fall war – eine Tatsache, die sich leicht beweisen ließ und die bereits hätte auffallen müssen, wenn man schon einmal Vermessungen angestellt hätte, was ich aufgrund der kartographischen Kennzeichen annahm.

Danus gab zu, daß man Berechnungen angestellt und dabei die Diskrepanz festgestellt hätte, auf die ich hinwies, aber er hatte eine geschickte Erklärung parat, die auf einer rein amtorischen Theorie über Relativität der Entfernung basierte.

»Ein Grad ist der tausendste Teil eines Kreisumfangs«, begann er mir die amtorische Gradeinteilung zu erläutern. »Wie groß der Kreisumfang auch sein mag, er mißt in jedem Falle nur tausend Grad. Der Kreis, der Strabol von Trabol trennt, umfaßt also tausend Grad – das werden Sie doch einsehen.«

»Gewiß«, erwiderte ich.

»Sehr gut! Dann müssen Sie auch zugeben, daß die Kreislinie, die Trabol und Karbol trennt, ebenfalls tausend Grad mißt, ja?«

Ich nickte.

»Also sind die inneren und äußeren Grenzen Trabols gleich lang, was auch durch die Theorie der Entfernungsrelativität bewiesen wird. Dabei ist der Grad unser Linearmaß. Nun wäre es lächerlich zu behaupten, daß diese Maßeinheit größer wird, je weiter man sich vom Mittelpunkt Amtors entfernt – sie wird nur scheinbar größer. In Beziehung zum Kreisumfang und zur radialen Entfernung vom amtorischen Mittelpunkt verändert sie sich nicht.

Ich weiß«, fuhr er fort, »daß das Bild auf der Karte einen anderen Eindruck vermittelt und daß unsere Messungen ebenfalls abweichende Werte ergeben haben – aber dabei muß es sich um Täuschungen handeln. Denn wenn ein Grad zunähme, würde das ja bedeuten, daß die Grenze Amtors länger wird, je näher man am Mittelpunkt steht, und daß die Grenze draußen am Rand am kürzesten ist. Diese Vorstellung ist derart lächerlich, daß wir darüber nicht weiter zu sprechen brauchen.«

5

Ich erfuhr bald, daß ich mich im Hause des Königs Mintep aufhielt und daß sein Land Vepaja genannt wurde. Die Bezeichnung Jong, die ich zuerst für seinen Namen gehalten hatte, war in Wirklichkeit sein Titel. Ich erfuhr auch, daß Duran dem Hause Zar entstammte und daß Olthar und Kamlot seine Söhne waren. Von den beiden Frauen, die ich in seinem Haus kennengelernt hatte, gehörte Zuro zu Duran und Alzo zu Olthar, während Kamlot keine Frau hatte. Mit dem Wort »zugehören« läßt sich die Verbindung zwischen Mann und Frau in diesem seltsamen Land vielleicht am besten beschreiben. Das Sakrament der Ehe kannte man jedenfalls nicht. Man konnte allerdings nicht sagen, daß die Frauen den Männern *gehörten*, derart, daß sie Sklavinnen oder Dienerinnen waren; auch konnte ein Mann seine Frau nicht kaufen oder im Kampf gewinnen. Jede Frau ging die Verbindung freiwillig ein, indem sie dem Werben eines Mannes nachgab, und es stand ihr frei, den Partner jederzeit wieder zu verlassen. Wie ich später erfuhr, kam das jedoch kaum vor.

Jeden Tag machte ich Gymnastikübungen auf der breiten Veranda, die den Baum auf der Höhe meines Raumes umspannte. Ich wußte allerdings nicht, ob sie tatsächlich ganz um den Stamm herum lief, da das Teilstück, das mir zur Verfügung stand, nur etwa dreißig Meter breit war und auf beiden Seiten von einem kleinen Zaun begrenzt wurde. Der sich zu meiner Rechten anschließende Abschnitt der Veranda schien ein Garten zu sein, denn dort gediehen Blumen und Büsche in fettem, dunklem Mutterboden, den man offenbar von der entfernten Oberfläche der Venus heraufgeholt hatte – von der Oberfläche, die ich bisher noch nicht gesehen, geschweige denn betreten hatte. Die Veranda zu meiner Linken erstreckte sich vor den Quartieren mehrerer junger Offiziere, die zum Haushalt des Königs gehörten. Ich bezeichnete sie als jung, weil Danus sie mir so beschrieben hatte; im Grunde sahen sie nicht jünger aus als alle anderen Amtorier, die ich bisher kennengelernt hatte. Sie waren sehr nett, und als ich die Sprache einigermaßen beherrschte, plauderten wir oft miteinander.

In dem Gartenstück auf der anderen Seite bekam ich dagegen in der ersten Zeit niemand zu Gesicht. Doch als ich dann eines Tages allein auf der Veranda beschäftigt war, erblickte ich ein Mädchen, das zwischen den Blumen spazierenging. Sie sah mich nicht und war meinem Blick auch

sofort wieder entzogen – aber sie hatte etwas an sich, das in mir den Wunsch weckte, sie möglichst bald wiederzusehen; und in der nächsten Zeit schenkte ich den Offizieren zu meiner Linken nur wenig Aufmerksamkeit.

Mehrere Tage lang lauerte ich in der Nähe des Zaunes, der meinen Teil der Veranda von dem Garten trennte, doch ich bekam das Mädchen nicht wieder zu Gesicht. Eines Tages bemerkte ich jedoch die Gestalt eines Mannes zwischen den Pflanzen. Er bewegte sich äußerst vorsichtig, als ob er nicht entdeckt werden wollte, und hinter ihm schlichen vier weitere Männer.

In ihrem Aussehen unterschieden sie sich sehr von den Vepajern, die ich kannte – ihre Gesichtszüge waren grober, brutaler, und in ihrem verstohlenen Benehmen lag etwas Unheimliches und Drohendes.

Ich fragte mich nach den Absichten dieser Männer und mußte plötzlich an das Mädchen denken, das mir aus einem unbestimmten Gefühl heraus in Gefahr zu sein schien. Natürlich war ich nur auf meine Vermutungen angewiesen, da ich zu wenig von der Welt wußte, auf die mich das Schicksal verschlagen hatte; aber der Gedanke ließ sich nicht vertreiben und versetzte mich in nicht gelinde Erregung, so daß ich vielleicht ein wenig unüberlegt handelte.

Jedenfalls dachte ich nicht an die möglichen Folgen meines Vorgehens, als ich über den niedrigen Zaun hechtete und den Eindringlingen lautlos folgte, die mich auf meiner Seite des Zauns nicht gesehen hatten.

Vorsichtig tastete ich mich zwischen den grünen Pflanzen hindurch und hatte den letzten der Fremden bald überholt. Wir bewegten uns auf eine offene Tür zu, hinter der ich in einem kostbar möblierten Raum das Mädchen erblickte, das vor einigen Tagen meine Neugier geweckt und mich in dieses Abenteuer getrieben hatte. Im gleichen Augenblick entdeckte das Mädchen den ersten Mann und schrie laut auf – und ich wußte, daß ich nicht umsonst gekommen war.

Ich griff sofort den vor mir kauernenden Mann an und stieß gleichzeitig einen lauten Schrei aus – in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit der anderen vier auf mich zu lenken. Meine Rechnung ging auf, denn sämtliche Eindringlinge wandten sich um. Der Angriff kam für mein Opfer so überraschend, daß ich dem Mann das Schwert entreißen konnte, ehe er sich aus seiner Erstarrung löste, und als er dann mit dem Dolch auf mich losgehen wollte, rannte ich ihm seine Klinge ins Herz. Im nächsten Augenblick fielen auch schon die anderen mit wutverzerrten Gesichtern über mich her. Ich wußte, daß ich keine Gnade zu erwarten hatte.

Normalerweise wären mir die vier Angreifer hoffnungslos überlegen gewesen; aber die dichtstehenden Gewächse behinderten sie doch sehr, so daß sie nur einzeln gegen mich vorgehen konnten. Aber ich wußte, daß ich trotzdem verloren war, wenn nicht bald Hilfe kam. Da ich die Männer auf jeden Fall von dem Mädchen ablenken wollte, wichen ich langsam in Richtung auf den Zaun zurück, über den ich gesprungen war. Die vier folgten mir.

Mein Gebrüll und der Schrei des Mädchens waren nicht unbeachtet geblieben, und ich hörte schon eilige Schritte im Zimmer und ihre Stimme, die die Männer in den Garten wies. Ich hoffte nur, daß die Retter kommen würden, ehe mich die Angreifer in die Enge getrieben hatten, denn ohne eine Ausweichmöglichkeit hatte ich nur geringe Chancen, gegen ihre Schwerter zu bestehen, zumal sie mit den Waffen viel besser umgehen konnten als ich. Als vorteilhaft erwies sich in diesem Augenblick der Umstand, daß ich mich in Deutschland mit dem Fechtsport beschäftigt hatte.

Schließlich spürte ich den Zaun im Rücken und kämpfte mit dem Mute der Verzweiflung gegen einen besonders wilden Burschen, der meine Abwehr mit heftigen Schwertstreichen zu durchbrechen versuchte. Ich hörte die Schritte der Männer, die jetzt durch die Tür in den Garten kamen – aber konnte ich durchhalten? In diesem Augenblick holte

mein Gegner zu einem gewaltigen Hieb aus, der auf meinen Kopf gezielt war, doch anstatt ihn zu parieren, trat ich blitzschnell zur Seite, duckte mich und ließ mein Schwert vorschnellen. Der Schwung seines Schwertstreiches hatte ihn aus dem Gleichgewicht gebracht, und meine Klinge drang ihm in den Hals und durchtrennte die Halsschlagader. Schon ging der nächste zum Angriff über.

Doch ich überlegte es mir anders. Das Mädchen war in Sicherheit, und es wäre sinnlos gewesen, den Kampf fortzusetzen und sich in Stücke hauen zu lassen – ein Schicksal, dem ich in den letzten Sekunden mehrmals nur um Haaresbreite entgangen war. Ich schleuderte mein Schwert dem angreifenden Venusianer entgegen, und als ihm die Spitze in die Brust drang, wandte ich mich um und sprang über den Zaun auf meine Veranda.

Als ich zurückblickte, waren etwa zehn vepajanische Krieger dabei, die beiden letzten Eindringlinge zu töten. Dabei war außer einem kurzen Schwertklirren nichts zu hören; die Vepajer sagten kein Wort. Sie schienen schockiert und entsetzt zu sein, wenn auch nicht aus Furcht vor den Angreifern. Ihr Verhalten schien einen anderen geheimnisvollen Grund zu haben, den ich nicht begriff.

Hastig nahmen sie die Toten auf, schleppten sie zur äußeren Gartenmauer und schleuderten sie in

den bodenlosen Abgrund des Waldes hinaus, dessen Tiefe mein Auge noch nicht hatte ausmessen können. Dann zogen sie sich, noch immer schweigend, auf dem gleichen Wege zurück, auf dem sie gekommen waren.

Ich machte mir klar, daß sie mich nicht gesehen hatten und daß ich auch von dem Mädchen nicht bemerkt worden war, und fragte mich, wie man sich wohl den Tod der drei Männer erklären mochte, mit denen ich gekämpft hatte. Ich sollte es niemals erfahren. Der Zwischenfall blieb ein Geheimnis für mich und sollte erst viel später durch andere Ereignisse seine Erklärung finden.

Zuerst nahm ich an, daß Danus darüber sprechen und mir eine Gelegenheit geben würde, ihn auszufragen, aber er schwieg sich aus, und irgend etwas hielt mich davon ab, die Angelegenheit von mir aus zur Sprache zu bringen. In anderer Hinsicht legte ich mir solche Beschränkungen dagegen nicht auf, denn mein Interesse an dem vepajanischen Volk war grenzenlos. Ich fürchte, daß ich Danus mit meinen ständigen Fragen bald auf die Nerven fiel; doch ich rechtfertigte mich vor mir selbst damit, daß ich die vepajanische Sprache nur lernen konnte, wenn ich sie selbst sehr oft sprach und gesprochen hörte. Danus selbst, der mir sehr gefiel, betonte, daß es ja nicht ein Vergnügen für ihn sein müßte, sondern daß er vom Jong den Auftrag erhalten habe, mich

über das Leben, die Sitten und die Vergangenheit der Vepajer ausführlich zu unterrichten.

Eine der vielen Fragen, die mich beschäftigten, war die, warum ein derart kulturell hochstehendes Volk in Bäumen lebte, keine Diener oder Sklaven hielt und, soweit ich es hatte beobachten können, auch keine Verbindung mit anderen Völkern pflegte. Eines Abends stellte ich ihm die Frage.

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte Danus, »die zum größten Teil auch in den Büchern auf diesen Regalen steht, aber ich kann Ihnen einen kurzen Überblick geben.

Vor Hunderten von Jahren herrschten die Könige von Vepaja über ein großes Land – nicht nur über diese Waldinsel, auf der Sie uns jetzt finden, sondern über ein gewaltiges Imperium, das große Kontinente, Tausende von Inseln und weite Meeresgebiete umfaßte und sich von Strabol bis Karbol erstreckte. Es war ein Land mit mächtigen Städten, in denen der Handel blühte wie nie zuvor. Die Bevölkerung, die damals noch Millionen zählte, lebte in Frieden und Wohlstand. Es gab Millionen von Händlern und Millionen von Angestellten und Millionen von Sklaven, und es gab eine kleinere Schicht von Geistesarbeitern. Diese Schicht umfaßte alle, die sich mit der wissenschaftlichen Forschung, der Medizin, der Rechtskunde, der Literatur und den schönen Künsten beschäftigten. Die militärischen

Führer stammten aus allen Klassen. Über allem stand der Jong, dessen Amt vererbbar ist.

Die Trennungslinien zwischen den Klassen waren zwar vorhanden, aber nicht unüberschreitbar; ein Sklave konnte zu einem freien Mann werden, und ein Freier konnte sich in jede Stellung hocharbeiten, die ihm seine Fähigkeiten erschlossen – nur Jong konnte er nicht werden. Auf der gesellschaftlichen Ebene bestand kein Kontakt zwischen den vier Klassen, was weniger auf ein Gefühl der Überlegenheit oder Unterlegenheit, als darauf zurückzuführen war, daß die Angehörigen der einzelnen Schichten nur wenige gemeinsame Interessen hatten. Wenn sich das Mitglied einer niedrigen Klasse in eine sozial höhere Schicht hinaufgearbeitet hatte, wurde es dort gern willkommen geheißen, ohne daß ihm seine Vergangenheit nachhing.

Natürlich gab es in jeder Gesellschaft Unzufriedene – insbesondere die Faulen und Unfähigen, die vielfach schon zu den Verbrechern zu rechnen waren. Sie beneideten die anderen, die für sich bereits etwas erreicht hatten. Immer wieder kam es zu Unruhen, von denen die Allgemeinheit keine große Notiz nahm. Doch dann bekam die Bewegung einen mächtigen Führer, einen Arbeiter namens Thor.

Dieser Mann gründete den geheimen Orden der Thoristen und verkündete eine Lehre des

Klassenhasses, die er den Thorismus nannte. Mit Hilfe übertriebener Propaganda gelang es ihm, in kurzer Zeit eine große Anhängerschaft zu gewinnen, und da sich seine Vorstöße auf eine einzige Klasse konzentrierten, konnte er sich auf das Millionenheer der drei anderen Klassen stützen.

Das eigentliche Ziel der thoristischen Führer war die Erlangung persönlicher Macht, und ihr Erfolg ließ sich nur auf die Tatsache zurückführen, daß sie ihre Bemühungen auf die unwissenden Massen konzentrierten und diese kunstvoll in die Irre führten. Es kam schließlich zu einer blutigen Revolution, die das Ende der Zivilisation und des Fortschritts einer ganzen Welt einleitete.

Ziel des Aufstandes war die völlige Vernichtung der intellektuellen Schicht. Der Jong sollte mit seiner Familie umgebracht werden, ebenso wie alle, die sich der neuen Bewegung in den Weg stellten. Und dann, so war den Menschen versprochen, waren alle frei.

Nachdem man uns fast ausgerottet hatte, entdeckte man, was die Agitatoren schon längst wußten – daß es ohne Führung nicht ging. Natürlich waren die Führer der thoristischen Bewegung nur zu gern bereit, an die Stelle der alten Herrscher zu treten, doch das Volk mußte bald erkennen, daß es sich gegen die wohltätige Herrschaft einer erfahrenen

und zivilisierten Klasse die Tyrannei unfähiger und gieriger Theoretiker eingehandelt hatte.

Jetzt ist unsere ehemalige Heimat ein Sklavenland. Eine Armee von Spionen arbeitet für die Regierung, und eine Armee von Kriegern sorgt dafür, daß sich die Untergebenen nicht gegen ihre Herren erheben. Die Lage ist hoffnungslos.

Wir waren dem Unglück zusammen mit unserem Jong entkommen und richteten hier auf dieser unbewohnten Insel unsere Baumstädte ein. Wir haben unsere Kultur mitgebracht; mehr konnten wir nicht retten. Aber wir sind zufrieden. Auch wenn es möglich wäre, würden wir nicht zum alten System zurückkehren. Wir haben gelernt, daß ein gespaltenes Volk nicht glücklich sein kann und daß auch die geringste Klassentrennung zu Neid und Mißgunst führen muß. So etwas kann es bei uns nicht mehr geben – wir gehören alle derselben Klasse an. Wir haben keine Diener und verrichten die anfallenden Arbeiten selbst. Auch die Männer, die den Jong bedienen, sind keine Dienstboten im üblichen Sinne, sondern betrachten ihren Posten als gesellschaftliche Ehre, die im Wechsel jedem von uns zuteil wird.«

»Aber ich verstehe immer noch nicht, warum Sie hier hoch über dem Boden in Bäumen leben«, sagte ich.

»Jahrelang haben die Thoristen auf uns Jagd gemacht, um uns zu töten, und wir haben in unzugänglichen Höhlen wohnen müssen, bis wir uns hier oben einrichteten. Die Thoristen sind zwar immer noch hinter uns her, aber sie haben es nicht mehr auf unser Leben abgesehen, sondern wollen uns gefangennehmen.

Es hat sich nämlich herausgestellt, daß ihre Zivilisation nach der Beseitigung der Intelligenzschicht in der Auflösung begriffen ist. Unbekannte Krankheiten haben um sich gegriffen, die niemand kontrollieren konnte, der Altersprozeß setzte wieder ein, und überhaupt fehlen überall die geeigneten Führungskräfte.«

»Der Altersprozeß hat wieder eingesetzt? Wie soll ich das verstehen?« fragte ich.

»Haben Sie nicht bemerkt, daß bei uns niemand älter wird?« fragte er.

»Natürlich«, erwiderte ich. »Ich wollte Sie schon immer danach fragen. Ich habe auch keine Kinder gesehen.«

»Das hat keine natürlichen Gründe«, erklärte er, »sondern ist auf eine bedeutende medizinische Entdeckung zurückzuführen. Vor tausend Jahren wurde das Unsterblichkeitsserum erfunden, das alle zwei Jahre eingespritzt werden muß und nicht nur gegen jede Krankheit immun macht, sondern

auch dafür sorgt, daß sich das verbrauchte Gewebe wieder erneuert.

Die Anwendung des Serums brachte natürlich besondere Probleme mit sich, zu denen auch die Geburtenkontrolle gehörte. Wir halten das Anwachsen der Bevölkerung im Augenblick dadurch im Schach, daß die Neugeburten nur der Zahl der eingetretenen Todesfälle entsprechen dürfen. Allerdings ergeben sich hier bald gewisse Schwierigkeiten, da mit der Zeit die Zahl der Frauen ständig abnimmt, die überhaupt Kinder bekommen können. Aufgrund ausführlicher statistischer Unterlagen läßt sich jedenfalls bestimmen, wie viele Geburten zuzulassen sind.«

»Ich habe hier in Amtor noch kein Kind gesehen«, sagte ich.

»Wir haben Kinder«, erwiderte er, »aber natürlich nicht viele.«

»Und es gibt keine alten Leute«, sagte ich nachdenklich. »Könnten Sie auch mir das Serum geben, Danus?«

Er lächelte. »Mit Minteps Erlaubnis – die aber nicht schwer zu erhalten sein dürfte. Kommen Sie – ich werde schon einmal eine Blutprobe nehmen, um den Typ des Serums zu bestimmen, der für Sie am besten ist.«

Als er seine Versuche beendet hatte, zeigte er sich entsetzt über die Vielzahl und Bösartigkeit der Bakterien in meinem Körper.

»Sie sind fast schon eine Bedrohung für uns!« sagte er lachend.

»Auf der Erde gelte ich als sehr gesunder Mann«, sagte ich.

»Wie alt sind Sie?« fragte er.

»Siebenundzwanzig.«

»In zweihundert Jahren wären Sie nicht mehr so gesund, wenn man Ihren Bakterien freien Lauf ließe.«

»Wie alt könnte ich denn werden, wenn man sie ausmerzt?«

Er zuckte die Schultern. »Wir wissen es nicht. Das Serum wurde vor tausend Jahren entdeckt. Es leben noch heute Menschen, die zu den ersten Empfängern gehörten. Ich selbst bin über fünfhundert Jahre alt, und Mintep ist siebenhundert. Wir glauben, daß wir ewig leben könnten, aber natürlich wissen wir es nicht. Theoretisch sollte es möglich sein.«

An diesem Punkt unseres Gesprächs wurde er abgerufen, und ich ergriff die Gelegenheit, meine Turnübungen auf der Veranda fortzusetzen, ohne die ich aufgrund meiner athletischen Konstitution nicht mehr auskam. Seit meiner Rückkehr

nach Amerika als Elfjähriger hatte ich meine Muskeln durch Boxen, Schwimmen und Ringen systematisch gestärkt, war in meiner Collegezeit sogar als kalifornischer Mittelgewichtschampion hervorgetreten und hatte beim Streckenschwimmen mehrere Medaillen gewonnen. Die Inaktivität der letzten beiden Monate hatte mir viel zu schaffen gemacht, und ich war etwas zu dick geworden.

Auf meinem kurzen Stück Veranda versuchte ich die Pfunde wieder abzuarbeiten. Ich lief hin und her, boxte ins Leere, sprang über ein Seil oder machte Gymnastik nach strengen Regeln. Heute hielt ich mich an der rechten Seite auf und boxte gerade mit einem unsichtbaren Gegner, als ich plötzlich im Garten auf der anderen Seite das Mädchen erblickte, das mich beobachtete. Für eine Sekunde trafen sich unsere Blicke, und ich lächelte sie an. Ein furchtsamer Ausdruck trat in ihre Augen, und sie wandte sich um und entfloh. Warum?

Verwirrt ging ich langsam in meinen Raum. Diesmal hatte ich das Gesicht des Mädchens deutlich gesehen, hatte ihr sogar voll in die Augen geschaut – und ihre Schönheit raubte mir den Atem. Auf dieser Welt schienen alle Menschen schön zu sein – und so war ich nicht auf dieses vollkommene Gesicht gefaßt gewesen, auf das unvergleichliche Zusammenspiel zwischen Hautfarbe und Gesichtszügen, zwischen Zartheit

und Intelligenz. Aber warum war sie davongelaufen, als ich ihr zulächelte?

Vielleicht schämte sie sich, daß ich sie überrascht hatte, wie sie mich beobachtete. Das wäre nach allem nur menschlich gewesen – auch hier auf der Venus, wo die Menschen offenbar ebenso dachten, fühlten und handelten wie wir auf der Erde. Ich fragte mich, ob das herrliche Geschöpf auch in anderer Hinsicht den irdischen Mädchen entsprach, aber der Gedanke erschien mir zu profan. War sie jung oder alt? Was machte ich, wenn sie siebenhundert Jahre alt war?

Ich ging in mein Zimmer und bereitete mir ein Bad. Als ich in den Spiegel blickte, der in meinem Badezimmer hing, wußte ich plötzlich, warum das Mädchen zurückgeschreckt war – mein Bart! Er war jetzt fast einen Monat alt und konnte durchaus jemanden in Furcht versetzen, der in seinem Leben noch keinen Bart gesehen hatte.

Ich fragte Danus um Rat, der einen kurzen Augenblick verschwand und mir ein Gefäß mit Salbe in die Hand drückte.

»Reiben Sie damit Ihr Gesicht ein«, sagte er. »Aber achten Sie darauf, daß Sie nicht Ihre Augenbrauen oder Ihr Kopfhair berühren. Nach zwei Minuten waschen Sie das Mittel wieder ab.«

Ich trat in den Waschraum und öffnete den Krug, dessen Inhalt fürchterlich stank. Ich folgte Danus' Anweisungen, wusch mein Gesicht und stellte fest, daß mein Bart verschwunden war.

»Sie sehen ja gar nicht schlecht aus«, begrüßte mich Danus. »In der fabelhaften Welt, von der Sie mir erzählt haben – wachsen da allen Menschen Haare im Gesicht?«

»Fast allen«, erwiderte ich, »aber in meinem Land rasieren sich die meisten Männer täglich.«

»Ich hätte aber gedacht, daß sich eher die Frauen rasieren würden«, sagte er. »Eine Frau mit Haaren im Gesicht wäre für einen Amtorier nichts.«

»Unsere Frauen haben doch gar kein Haar auf dem Gesicht«, sagte ich.

»Also nur die Männer? Was für eine seltsame Welt!«

»Wenn die Amtorier den Bartwuchs nicht kennen – wozu wird dann die Salbe benutzt, die Sie mir gegeben haben?« fragte ich.

»Das Mittel dient medizinischen Zwecken. Bei der Behandlung von Schädelwunden ist es nötig, das Haar schnell und nachhaltig zu entfernen. Die Salbe ist dafür gut geeignet und verzögert das Nachwachsen neuer Haare für einige Zeit.«

»Aber es *wird* doch nachwachsen?« fragte ich.

»Ja, wenn Sie die Salbe nicht zu oft benutzen«, erwiderte er.

»Wie oft?«

»Wenn Sie sie sechs Tage lang täglich nehmen, wächst das Haar nicht mehr nach. Wir haben früher auf diese Weise die Köpfe überführter Verbrecher behandelt – zur Warnung für die Allgemeinheit.«

»Übrigens habe ich im Garten rechts von meiner Veranda ein hübsches Mädchen gesehen. Wer ist sie?«

»Sie ist ein Mädchen, um das Sie sich nicht kümmern dürfen«, erwiderte er ernst. »An Ihrer Stelle würde ich die Tatsache, daß ich sie gesehen habe, sofort vergessen. Sind Sie auch von ihr gesehen worden?«

»Sie hat mich gesehen«, erwiderte ich.

»Was hat sie gemacht?« fragte er ernst.

»Sie schien sich vor mir zu fürchten und lief davon.«

»Vielleicht sollten Sie sich künftig mehr auf der anderen Seite der Veranda aufhalten«, schlug er vor.

Sein Tonfall schloß jede weitere Diskussion aus, und ich ließ das Thema fallen. Aber ich war verwundert. Offensichtlich hatte ich es hier mit einem vepajanischen Geheimnis zu tun, dem ersten

wirklichen Geheimnis, auf das ich bisher gestoßen war und das natürlich meine Neugier erweckte. Warum sollte ich das Mädchen nicht ansehen? Gab es noch andere Mädchen auf dieser Welt, die ähnlich tabu waren? Es ging mir durch den Kopf, daß sie vielleicht die Priesterin eines Ordens war, aber diese Theorie erschien mir unhaltbar, denn wie ich annahm, hatten die Vepajaner überhaupt keine Religion. Jedenfalls hatte ich bei meinen Gesprächen mit Danus noch nicht feststellen können, ob sie überhaupt an eine Gottheit glaubten. Ich hatte versucht, ihm einige unserer irdischen Religionen zu beschreiben, aber er konnte ihre Bedeutung und ihren Sinn ebensowenig begreifen wie den Aufbau des Sonnensystems oder des Universums.

Ich hatte das Mädchen einmal gesehen und wollte sie natürlich wiedersehen, und nachdem mir das nun verboten war, verstärkte sich mein Wunsch, ihre Schönheit zu bewundern und mit ihr zu sprechen. Ich hatte Danus nicht versprochen, daß ich seinem Rat folgen würde; und ich war entschlossen, ihn in den Wind zu schlagen, wenn sich die Gelegenheit ergab.

Langsam wurde ich meines Aufenthalts überdrüssig, der praktisch einer Gefangenschaft gleichkam, denn selbst freundliche Wächter und ein menschliches Regime sind kein befriedigender

Ersatz für die Freiheit. Ich hatte Danus nach den Plänen befragt, die man mit mir hatte, aber er war einer direkten Antwort dadurch ausgewichen, daß er mich als Gast des Jong bezeichnete und mir eine Audienz in Aussicht stellte, bei der über meine Zukunft gesprochen werden sollte.

Plötzlich kamen mir die Beschränkungen zu Bewußtsein, die mir auferlegt waren, und ich war nicht mehr gewillt, sie länger zu ertragen. Ich hatte kein Verbrechen begangen, sondern war ein friedlicher Besucher Vepajas. Ich hatte weder den Wunsch noch die Möglichkeit, irgend jemanden Schaden zuzufügen. Ich wollte etwas unternehmen.

Noch vor wenigen Minuten war ich mit meinem Schicksal zufrieden gewesen und hätte die Entscheidungen meines Gastgebers friedlich abgewartet; jetzt plötzlich wollte ich das alles nicht mehr. Was hatte den plötzlichen Wechsel bewirkt?

Ich wandte mich an Danus. »Sie haben mich immer sehr freundlich behandelt«, sagte ich, »und ich habe glückliche Tage hier verbracht, aber ich gehöre einer Rasse an, der die Freiheit über alles geht. Wie ich Ihnen schon erklärt habe, ist es nicht meine Schuld, daß ich hier bin; da wir aber diese Tatsache nun einmal nicht leugnen können, erwarte ich die gleiche Behandlung, die Ihnen zuteil geworden

wäre, wenn Sie unter ähnlichen Umständen mein Land besucht hätten.«

»Und welche Behandlung wäre das?« fragte er.

»Das Recht auf Leben, Freiheit und die Erlangung persönlichen Glücks«, erklärte ich ihm.

»Aber mein lieber Freund, nach Ihren Worten könnte man ja vermuten, daß Sie hier ein Gefangener sind!« rief er aus.

»Aber ich *bin* ein Gefangener, Danus«, erwiderte ich, »und niemand weiß das besser als Sie.«

Er zuckte die Schultern. »Es tut mir leid, daß Sie so darüber denken, Carson.«

»Wie lange soll das noch dauern?« fragte ich.

»Der Jong ist der Jong«, erwiderte er. »Er wird nach Ihnen schicken, wenn er es für richtig erachtet – aber dadurch sollte die Sympathie, die unsere bisherige Zusammenarbeit bestimmt hat, nicht beeinflußt werden.«

»Ich hoffe, daß sie uns immer erhalten bleibt«, sagte ich, »aber Sie können Mintep ausrichten, daß ich seine Gastfreundschaft nicht länger annehmen kann; wenn er nicht bald nach mir schickt, werde ich aus eigenem Antrieb gehen.«

»Das sollten Sie nicht versuchen, mein Freund«, warnte er mich.

»Und warum nicht?«

»Sie würden keine zehn Schritte weit kommen, wenn Sie die Räume verlassen, die Ihnen zugewiesen sind«, sagte er ernst.

»Wer sollte mich aufhalten?«

»Überall in den Korridoren sind Krieger postiert«, erklärte er. »Sie haben Befehle vom Jong.«

»Und doch bin ich kein Gefangener!« rief ich mit bitterem Lachen.

»Es tut mir leid, daß Sie die Sprache auf diese Frage gebracht haben«, sagte er, »da Sie sonst wahrscheinlich nichts davon erfahren hätten.«

Hier reckte sich mir doch tatsächlich die eiserne Faust im Samthandschuh entgegen. Meine Lage war nicht gerade beneidenswert. Selbst wenn ich hätte fliehen können, gab es keinen Ort, wohin ich mich wenden konnte. Aber eigentlich wollte ich Vepaja überhaupt nicht verlassen – ich hatte das Mädchen in dem Garten gesehen.

6

In der folgenden Woche befreite ich mich mit Hilfe der Salbe für immer von meinem Bartwuchs und bekam außerdem das Unsterblichkeitsserum eingespritzt. Daß Mintep hierzu seine Einwilligung gegeben hatte, schien mir darauf hinzudeuten, daß ich eines Tages vielleicht doch freigelassen wurde, denn sonst wäre es sinnlos gewesen, mir die Unsterblichkeit zu geben. Aber dann dachte ich daran, daß das Serum ja nicht automatisch unsterblich machte, so daß mich Mintep auch jetzt noch jederzeit vernichten konnte. Dieser Gedanke brachte mich zu der Vermutung, daß mir die Injektion nur eine Sicherheit vortäuschen sollte, die es eigentlich gar nicht für mich gab. Ich wurde mißtrauisch.

Während mir Danus das Serum einspritzte, fragte ich ihn, ob es viele Ärzte in Vepaja gebe. »Nicht so viele wie früher«, erwiderte er. »Die meisten Menschen sind heute viel gesundheitsbewußter geworden und würden auch ohne das Serum lange leben. Körperpflege, richtige Ernährung und viel Bewegung wirken Wunder.

Aber ohne Ärzte kommen wir natürlich trotzdem nicht aus, doch ihre Zahl ist jetzt gering, so daß ein Arzt etwa für fünftausend Einwohner zu sorgen hat. Sie kümmern sich hauptsächlich um die Patienten, die sich bei der Arbeit, bei der Jagd, im Duell oder im Krieg verletzt haben. Außerdem injizieren sie das Serum.

Früher hat es einmal zu viele Ärzte gegeben, doch inzwischen sind einige Bestimmungen in Kraft getreten, die ihre Zahl drastisch reduzierten. Es gibt nicht nur ein Gesetz, das die Zahl der Zulassung von vornherein beschränkt, sondern das Studium ist mit zehn Jahren auch ziemlich lang und gipfelt in einer überaus schwierigen Prüfung. Danach kommt eine Probezeit. Alle diese Faktoren haben dazu beigetragen, daß wir heute nur noch wenige Ärzte haben. Entscheidend war jedoch eine Bestimmung, die den Arzt zwingt, jeden seiner Krankheitsfälle in allen Einzelheiten an das medizinische Amt seines Distrikts zu melden. Von der ersten Diagnose bis zur Genesung oder zum Tode muß die Krankheitsgeschichte jedes Patienten aufgezeichnet und der Behörde zugänglich gemacht werden. Wenn ein Bürger die Dienste eines Arztes in Anspruch nehmen will, kann er auf diese Weise leicht die erfolgreichen von den weniger erfolgreichen Ärzten trennen. Das Gesetz hat sich überaus positiv ausgewirkt.«

Das war ein System, das mir sehr gefiel, denn ich hatte auf der Erde meine eigenen Erfahrungen mit dem Arztstand gemacht. »Wie viele Ärzte haben die neuen Bestimmungen überlebt?«

»Etwa zwei Prozent.«

»Der Prozentsatz guter Ärzte scheint auf Amtor größer gewesen zu sein, als er auf der Erde ist«, bemerkte ich.

Die Zeit verging nur langsam. Ich las sehr viel, aber ein aktiver junger Mann kann seine Interessen nicht allein mit Büchern stillen, zumal der Garten zu meiner Rechten lockte. Man hatte mir geraten, mich von dieser Seite fernzuhalten, aber ich befolgte den Rat nicht – jedenfalls nicht, wenn Danus abwesend war. Der Garten jenseits des Zauns schien allerdings die meiste Zeit verlassen zu sein, und ich mußte viele Tage warten, ehe ich sie wieder zu Gesicht bekam; sie stand hinter einem blühenden Busch und beobachtete mich.

Ich hielt mich gerade in der Nähe des Zauns auf, der vielleicht anderthalb Meter hoch war. Diesmal lief sie nicht davon, sondern blickte mich direkt an; wahrscheinlich glaubte sie, daß ich sie durch die Blätter nicht sehen konnte. Ihr Gesicht, das ich so gern betrachtet hätte, lag im Schatten.

Wie läßt sich die seltsame Anziehung erklären, die eine Frau ausüben kann? Für manche Männer

gibt es nur eine Frau auf der Welt, die auf sie wirkt – und wenn es andere gibt, so begegnet sie ihnen nicht. Ich jedenfalls fühlte mich zu dem Mädchen dort drüben hingezogen, das einer fremden Rasse auf einem fremden Planeten angehörte; ein derart heftiges Gefühl der Zuneigung hatte ich noch nicht erlebt, und ich handelte ganz impulsiv – ich sprang über den Zaun.

Ehe die Unbekannte zurückweichen konnte, stand ich schon vor ihr. Verwirrung und Entsetzen zeichneten sich auf ihrem Gesicht ab. Ich glaubte, daß sie Angst vor mir hätte.

»Fürchten Sie sich nicht«, sagte ich. »Ich will Ihnen kein Leid tun. Ich möchte nur mit Ihnen sprechen.«

Sie richtete sich stolz auf. »Ich fürchte mich nicht vor Ihnen«, sagte sie. »Ich...« Sie zögerte und begann dann von neuem: »Wenn man Sie hier sieht, wird man Sie töten. Gehen Sie sofort wieder in Ihr Zimmer und wagen Sie es nicht, jemals wieder eine solche Ungehörigkeit zu begehen!«

Der Gedanke, daß die Angst in ihren Augen mir gegolten hatte, machte mich schwach. »Wie kann ich Sie wiedersehen?«

»Sie können mich überhaupt nicht wiedersehen«, erwiderte sie.

»Aber ich muß! Ich werde nicht nachlassen, und wenn ich dabei sterben müßte!«

»Entweder wissen Sie nicht, was Sie tun, oder Sie sind verrückt«, sagte sie, wandte sich um und wollte mich stehenlassen.

Ich ergriff ihren Arm. »Warten Sie«, flehte ich.

Sie schnellte wie eine Raubkatze herum, schlug mir ins Gesicht und zog blitzschnell einen Dolch. »Wie können Sie es wagen, Hand an mich zu legen?« rief sie. »Ich sollte Sie umbringen!«

»Warum tun Sie es nicht?« fragte ich.

»Ich hasse Sie!« sagte sie, und es klang, als meinte sie es ernst.

»Ich liebe Sie«, erwiderte ich und wußte, daß ich die Wahrheit sagte.

Bei diesen Worten wich sie sichtlich entsetzt zurück, wirbelte herum und lief so schnell davon, daß ich sie nicht aufhalten konnte. Ich zögerte einen Augenblick – unentschlossen, ob ich ihr folgen sollte oder nicht – und sprang dann wieder über den Zaun. Ich wußte nicht, ob man mich beobachtet hatte; es war mir auch egal.

Als Danus kurze Zeit darauf zu mir kam, berichtete er, daß Mintep nach mir geschickt hätte, und ich fragte mich, ob diese Aufforderung irgendwie mit meinem Abenteuer im Garten zusammenhing.

Ich mußte abwarten; den Grund würde man mir schon offenbaren. Daß Danus unverändert freundlich war, konnte mich nicht mehr beruhigen, denn ich begann zu vermuten, daß die Amtorier gute Schauspieler waren.

Zwei junge Offiziere aus den benachbarten Quartieren begleiteten uns auf unserem Wege zum Jong. Ob die Eskorte ein Ehrengelicht war oder nur meine Flucht verhindern sollte, wußte ich nicht. Jedenfalls plauderte man freundlich mit mir während unseres kurzen Marsches durch den Korridor. Schließlich erreichten wir den Raum, in dem der Jong wartete. Diesmal war er nicht allein; er war umgeben von einigen Männern, zu denen auch Duran, Olthar und Kamlot gehörten. Aus irgendeinem Grunde mußte ich plötzlich an ein Schwurgericht denken und fragte mich unwillkürlich, welches Urteil man über mich fällen würde.

Ich verbeugte mich vor dem Jong, der mich freundlich begrüßte, und nickte dann lächelnd den drei Männern zu, in deren Haus ich meine erste Venus-Nacht verbracht hatte. Mintep betrachtete mich eine Zeitlang schweigend; bei unserer ersten Begegnung war ich ihm in irdischer Kleidung gegenübergetreten, die ich inzwischen gegen einen vepajanischen Lendenschurz vertauscht hatte.

»Ihre Haut ist nicht so hell, wie ich zuerst angenommen hatte«, sagte er.

»Der Einfluß des Lichtes auf der Veranda hat sie getönt«, erwiderte ich. Ich konnte nicht von indirektem Sonnenlicht sprechen, da die Vepajaner den Begriff ›Sonne‹ nicht kennen.

»Wie ich hoffe, haben Sie sich bei uns wohlgefühlt«, sagte er.

»Man hat mich umsichtig und freundlich behandelt«, erwiderte ich, »und ich habe mich so wohlgefühlt, wie man es von einem Gefangenen unter diesen Umständen erwarten kann.«

Der Anflug eines Lächelns glitt über sein Gesicht. »Sie sind sehr offen«, sagte er.

»Die Offenheit ist ein Charakterzug des Landes, aus dem ich komme«, erwiderte ich.

»Wie dem auch sei – das Wort ›Gefangener‹ gefällt mir nicht.«

»Mir ebensowenig, Jong, aber mir liegt auch an der Wahrheit. Ich bin ein Gefangener gewesen und habe lange auf die Gelegenheit gewartet, Sie nach dem Grund hierfür zu fragen und Sie um meine Freiheit zu bitten.«

Er hob die Augenbrauen und lächelte dann plötzlich. »Ich glaube, Sie gefallen mir«, sagte er.

»Sie sind ehrlich und mutig, oder ich müßte ein schlechter Menschenkenner sein.«

Ich bedankte mich für das Kompliment, indem ich den Kopf neigte. Aber obwohl ich nicht damit gerechnet hatte, daß er meiner Forderung ein so großzügiges Verständnis entgegenbringen würde, wurde ich nicht unvorsichtig; die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß die Vepajer schwer zu durchschauen waren.

»Es gibt einige Dinge, von denen ich Ihnen berichten, und eine Frage, die ich Ihnen stellen möchte«, fuhr Mintep fort. »Wir leben noch immer unter der Bedrohung durch unsere Feinde, die gelegentlich einen Vorstoß unternehmen oder ihre Spione bei uns einzuschleusen versuchen. Drei Dinge benötigen sie, um der Vernichtung zu entgehen: wissenschaftliche Kenntnisse, und die Männer und die Erfahrung, um sie richtig anzuwenden. Aus diesem Grunde scheut man keine Mühen, unsere Männer zu entführen, die man zwingt, das Wissen für sie einzusetzen, das sie selbst nicht haben. Gelegentlich entführt man auch unsere Frauen – in der Hoffnung, intelligente Kinder zu zeugen, die die Probleme der Thoristen eines Tages lösen können.

Ihre Geschichte einer Reise über unzählige Millionen Meilen durch den Raum ist natürlich unmöglich und hat unser Mißtrauen geweckt.

Wir mußten Sie für einen thoristischen Spion halten und haben Sie aus diesem Grunde unter die Beobachtung von Danus gestellt. Aus seinem Bericht geht zweifelsfrei hervor, daß Ihnen die amtorische Sprache bei Ihrer Ankunft völlig unbekannt gewesen ist, und da sämtliche bekannten Rassen auf Amtor diese Sprache sprechen, mußten wir zu dem Schluß kommen, daß Ihre Geschichte wenigstens teilweise richtig ist. Hinzu kommen Ihre erstaunlichen körperlichen Merkmale, so daß wir Sie nicht mehr für einen Thoristen halten. Die Frage, wer Sie sind und woher Sie kommen, bleibt allerdings nach wie vor offen.«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt«, erwiderte ich, »und kann Sie nur noch bitten, die Tatsache zu berücksichtigen, daß die Wolkenmassen Ihren Ausblick behindern und Sie deshalb nicht wissen können, was sich dahinter verbirgt.«

Er schüttelte den Kopf. »Darüber brauchen wir nicht zu sprechen – es wäre sinnlos, die in Jahrtausenden gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse auf einen Schlag umstürzen zu wollen. Wir sind bereit, Sie als Angehörigen einer anderen Rasse zu akzeptieren, wobei wir aufgrund Ihrer Kleidung vermuten, daß Sie aus Karbol kommen. Sie können sich frei in unserer Gemeinschaft bewegen, aber wenn Sie bei uns bleiben, müssen

Sie sich den Sitten und Gesetzen Vepajas beugen und für sich selbst sorgen. Was können Sie?»

»Ich möchte bezweifeln, daß ich mich mit den Vepajern messen kann«, gab ich zu. »Wenn man mir ausreichend Zeit gibt, könnte ich aber bestimmt etwas erlernen.«

»Vielleicht finden wir jemanden, der Ihre Ausbildung übernimmt«, sagte der Jong. »Bis dahin können Sie hier im Haus bleiben und Danus zur Hand gehen.«

»Wir können ihn auch zu uns nehmen und ihn unterweisen«, meldete sich Duran zu Wort, »wenn er beim Tarelsammeln und Jagen helfen möchte.«

Tarel ist die starke Faser, aus der das Seilwerk und die Kleidung der Vepajer besteht. Ich hielt die Tarelernte eigentlich für langweilig und uninteressant, aber der Gedanke, jagen gehen zu können, gefiel mir. Auf keinen Fall durfte ich Durans wohlgemeinte Einladung übergehen, da ich ihn nicht beleidigen wollte. Außerdem war mir alles willkommen, was mir helfen konnte, hier auf der Venus selbständig zu werden. Ich nahm daher sein Angebot an, verabschiedete mich von Danus, der mich einlud, ihn recht oft zu besuchen, und marschierte mit Duran, Olthar und Kamlot davon.

Da niemand den Zwischenfall mit dem Mädchen erwähnt hatte, nahm ich an, daß ich unbeobachtet

geblieben war. Ich bedauerte nur, daß ich den Haushalt des Jong nun verließ.

Zum zweitenmal zog ich in Durans Haus ein; diesmal erhielt ich jedoch ein größeres und bequemerer Zimmer. Kamlot, der jüngere Bruder, nahm sich meiner an und führte mich sofort in eine kleine Waffenkammer, in der es zahlreiche Speere, Schwerter, Dolche, Bogen, Schilde und Pfeile gab. Vor einem Fenster erstreckte sich eine lange Werkbank, über der auf Regalen Material lag, das zur Herstellung von Waffen erforderlich war. In einer Ecke stand ein Amboß neben einer Esse, und dahinter waren verschiedene Bleche und Metallteile gelagert.

»Haben Sie schon einmal ein Schwert geführt?« fragte er mich.

»Ja, aber nur zur Übung«, erwiderte ich, »In meinem Land gibt es Waffen, die ein Schwert als Kampfmittel völlig nutzlos machen.«

Er bat mich um eine nähere Erläuterung und fand meine Beschreibung irdischer Feuerwaffen sehr interessant. »Wir haben eine ähnliche Waffe in Amtor«, sagte er, »allerdings verfügen wir hier in Vepaja nicht darüber, denn das Rohmaterial, mit dem sie geladen wird, ist nur auf thoristischem Gebiet zu finden. Jedenfalls wird sie mit zwei Elementen geladen, deren Strahlen, wenn sie zusammentreffen, eine tödliche Wirkung auf lebendes Gewebe haben. Es

gibt mehrere Metalle, durch die diese Strahlung nicht zu dringen vermag – zum Beispiel bieten die Schilde dort an der Wand einen guten Schutz. Ein kleiner Schieber aus einem ähnlichen Metall trennt die beiden Elemente im Magazin der Waffe; erst wenn er entfernt wird, tritt die tödliche Strahlung ein. Diese Waffe wird jetzt gegen uns gerichtet«, fuhr er fort, »aber wir kommen recht gut aus mit dem, was wir haben, solange wir hier oben in den Bäumen bleiben.

Außer einem Schwert und einem Dolch werden Sie auch Pfeil und Bogen und einen Speer brauchen«, sagte er und begann verschiedene Waffen für mich herauszusuchen – zuletzt einen langen, schweren Wurfspieß. Am Schaft der Waffe war ein kleiner, drehbarer Ring befestigt, von dem eine lange, dünne Schnur mit einer Schlinge am anderen Ende ausging. Kamlot rollte die Leine, die kaum dicker war als gewöhnlicher Bindfaden, auf ganz besondere Weise zusammen und steckte sie in eine kleine Öffnung im Speerschaft.

»Wozu die Leine?« fragte ich, als ich die Waffe untersuchte.

»Wir befinden uns hier hoch oben in der Luft«, erwiderte er, »und ohne die Leine würden uns zu viele Speere verlorengehen.«

»Aber sie ist doch nicht stark genug, oder?« fragte ich.

»Sie besteht aus Tarel«, erwiderte er, »und könnte das Gewicht von etwa zehn Männern aushalten. Sie werden bald mehr über die Eigenschaften dieses Materials erfahren, denn wir gehen morgen los und holen eine neue Ladung ein. Es ist in letzter Zeit knapp geworden.«

Beim Abendessen traf ich Zuro und Alzo wieder, die mich freundlich begrüßten und mir später zusammen mit den Männern das beliebteste vepajanische Spiel, Tork, beibrachten. Die Spielsteine schienen zu einem Mah-Jong-Spiel zu gehören, während die Regeln an das Pokerspiel erinnerten.

Ich schlief sehr gut in meinem Quartier und erhob mich beim ersten Morgengrauen, denn Kamlot hatte gesagt, daß wir zu unserer Expedition früh aufbrechen wollten. Ich kann nicht sagen, daß ich der Tarelernte mit großer Begeisterung entgegensah. Das vepajanische Klima ist feucht und schwül, und ich hielt die bevorstehende Arbeit für ebenso langweilig und mühsam wie das Baumwollpflücken auf der Erde.

Nach einem kurzen Frühstück schickte mich Kamlot nach meinen Waffen. »Sie müssen immer Schwert und Dolch bei sich haben«, sagte er.

»Auch im Haus?« fragte ich.

»Immer – wo Sie auch sind«, erwiderte er, »Das ist keine Manie – sondern ein Gesetz. Wir können nie wissen, wann wir uns, unsere Häuser und unseren Jong plötzlich verteidigen müssen. Vergessen Sie Ihren Speer nicht – immerhin wollen wir Tarel einholen!« rief er mir noch nach, als ich den Raum verließ.

Warum man für das Tarel einen Speer brauchte, konnte ich mir nicht vorstellen, brachte jedoch die Waffen, die er mir bezeichnet hatte. Als ich zurückkehrte, überreichte er mir einen Beutel, den ich mit einem Riemen um den Hals hängen konnte.

»Der ist für das Tarel?« fragte ich.

Kamlot nickte.

»Offensichtlich rechnen Sie damit, daß wir viel einbringen«, sagte ich.

»Vielleicht bekommen wir überhaupt nichts«, sagte er. »Wenn wir einen ganzen Beutel vollbekommen, können wir uns heute abend feiern lassen.«

Ich schwieg, denn ich hielt es jetzt für besser abzuwarten, als durch weitere ständige Fragen mein großes Unwissen kundzutun. Wenn das Tarel wirklich so selten war, wie ich nach Kamlots Worten vermuten mußte, war die Arbeit vielleicht gar nicht so anstrengend, was mir nur recht sein konnte. Ich

bin zwar nicht faul, aber ich ziehe eine Tätigkeit vor, die auch meinen Geist beschäftigt.

Schließlich waren wir abmarschbereit, und Kamlot führte mich zu meiner Überraschung aufwärts. Ich ließ mich jedoch nicht zu neuen Fragen hinreißen. Wir passierten die beiden Obergeschoße des Hauses und erreichten schließlich eine dunkle Wendeltreppe, die sich im Baumstamm nach oben wand. Nach etwa drei Minuten hielt Kamlot inne, und ich hörte ihn mit etwas hantieren.

Plötzlich fiel helles Licht in den Stamm. Kamlot kroch durch eine kleine, runde Öffnung, die von einer festen Tür verschlossen gewesen war. Ich folgte ihm und fand mich auf einem Ast des Baumes wieder. Mein Begleiter schloß die Tür mit einem kleinen Schlüssel und ich stellte fest, daß sie von außen mit Rinde bedeckt und daher kaum zu erkennen war.

Mit fast affenartiger Beweglichkeit setzte Kamlot seinen Aufstieg fort, während ich ihm folgte, wobei ich kaum wie ein Affe gewirkt haben konnte. Ich dankte dem Himmel, daß die Anziehungskraft der Venus um ein Geringes unter der der Erde lag, denn ich bin kein geborener Kletterer.

Nachdem wir auf diese Weise etwa dreißig Meter zurückgelegt hatten, wechselte Kamlot auf zwei sich berührenden Ästen zum Nachbarbaum über und begann weiter nach oben zu steigen.

Mehrmals hielt der Vepajer inne und lauschte, ehe wir Anstalten machten, zum nächsten Baum überzusteigen, oder wenn wir eine neue Schicht von Ästen erreichten. Nachdem wir so fast eine Stunde lang unterwegs gewesen waren, erstarrte Kamlot erneut und wartete, bis ich ihn erreicht hatte. Er legte den Finger an die Lippen und winkte mir zu.

»Tarel«, flüsterte er und deutete durch das Blattwerk zum nächsten Baum hinüber.

Ich wunderte mich über sein Flüstern und versuchte zu erkennen, was er mir zeigen wollte. Etwa fünf Meter entfernt sah ich ein Gebilde, das mich an ein riesiges Spinnennetz erinnerte und das von den Blättern teilweise verdeckt war.

»Halten Sie Ihren Speer bereit«, flüsterte Kamlot. »Tun Sie Ihre Hand in die Schlinge und folgen Sie mir nicht zu dicht; Sie werden Platz zum Ausholen brauchen. Sehen Sie ihn?«

»Nein«, gab ich zu. Ich sah nur das seltsame Netz; ich hatte keine Ahnung, was ich sonst noch ausmachen sollte.

»Ich auch nicht, aber er versteckt sich vielleicht. Schauen Sie auch mal nach oben, damit er uns nicht überraschen kann.«

Es konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß diese Sache aufregender war als auf der Erde Baumwolle zu pflücken, obwohl ich im Grunde noch nicht

wußte warum. Kamlot schien ganz ruhig zu sein und bewegte sich mit äußerster Vorsicht. Langsam kroch er auf das große Netz zu, den Wurfspieß erhoben. Ich folgte ihm. Schließlich konnten wir erkennen, daß das Netz leer war, und Kamlot zog seinen Dolch.

»Fangen wir an, es abzuschneiden«, sagte er. »Schneiden Sie in der Nähe der Äste und gehen Sie in dieser Richtung vor. Ich werde auf der anderen Seite anfangen. Achten Sie aber darauf, daß Sie sich nicht darin verfangen — besonders wenn er zurückkommt.«

»Können wir es denn nicht umgehen?« fragte ich.

Kamlot blickte mich verwirrt an. »Warum sollten wir es umgehen?« fragte er.

»Um an das Tarel zu kommen«, sagte ich.

»Wofür halten Sie denn das hier?«

»Für ein Spinnennetz.«

»Das ist Tarel.«

Darauf wußte ich nichts zu erwidern. Ich hatte angenommen, daß das Tarel, auf das er gezeigt hatte, hinter dem Netz lag, obwohl ich nichts gesehen hatte; aber ich hatte ja auch nicht gewußt, wie Tarel aussah. Wir waren gerade einige Minuten

an der Arbeit, als ich in der Nähe ein Geräusch vernahm. Kamlot hatte es auch gehört.

»Er kommt«, sagte er. »Machen Sie sich fertig!« Er ließ seinen Dolch in die Scheide gleiten und umfaßte seinen Speer. Ich folgte seinem Beispiel.

Die Geräusche hörten auf, ohne daß ich etwas erkennen konnte. Dann ertönte ein Rascheln, und etwa fünf Meter von uns entfernt erschien ein Gesicht zwischen den Blättern – das scheußliche Gesicht einer riesigen Spinne. Als das Ding merkte, daß wir es entdeckt hatten, stieß es einen durchdringenden Schrei aus, den ich schaudernd wiedererkannte. Ein solches Wesen hatte das Ungeheuer verfolgt, das sich damals vor Durans Haus auf mich stürzte – an meinem ersten Tag auf der Venus.

»Passen Sie auf«, sagte Kamlot warnend. »Er greift gleich an.«

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als das unvorstellbare Wesen auch schon auf uns losging. Körper und Beine waren mit dichtem, langem Haar besetzt, und über jedem Auge leuchtete ein gelber Fleck von der Größe einer Untertasse. Wieder stieß es den entsetzlichen Schrei aus, als wollte es uns Furcht einjagen und unseren Widerstandswillen lähmen.

Kamlots Hand zuckte zurück und schleuderte den Speer, der sich tief in den entsetzlichen Körper bohrte – aber das Wesen ließ sich nicht aufhalten und stürmte weiter auf Kamlot zu. Jetzt warf auch ich meinen Speer, der die Spinne an der Seite traf; doch ich mußte zu meinem Entsetzen mit ansehen, wie sie meinen Begleiter packte, der im gleichen Augenblick auf dem Ast ausrutschte, hinstürzte und unter dem Monstrum begraben wurde.

Kamlot und die Spinne waren das Leben in den Bäumen gewohnt, aber ich fürchtete jeden Augenblick abzustürzen; obwohl die Äste sehr breit waren und oft zusammenhingen, fühlte ich mich ganz und gar nicht sicher. Doch daran durfte ich im Augenblick nicht denken. Kamlot wurde vor meinen Augen umgebracht, wenn er nicht bereits tot war! Ich zog mein Schwert, sprang vor und schlug wild auf den Kopf der tobenden Kreatur ein, die sofort von meinem Begleiter abließ. Unsere Speere hatten tiefe Wunden gerissen, die dem Ungeheuer zu schaffen machten. Es bewegte sich nur noch langsam.

Entsetzt stellte ich fest, daß Kamlot wie tot auf dem Ast lag; aber ich hatte keine Zeit, mich weiter um ihn zu kümmern, denn die Spinne gab noch nicht auf. Klebriges Blut drang ihr aus mehreren Wunden, von denen zwei hätten tödlich sein müs-

sen, und doch versuchte sie mich mit den mächtigen Klauen ihrer Vorderbeine zu erreichen.

Eine vepajanische Klinge ist auf beiden Seiten geschärft und an der Spitze ein wenig breiter und dicker als am Griff; obwohl sie mir nicht sehr gut in der Hand lag, war sie daher eine tödliche Waffe. Es gelang mir, mit einem Schlag eine der großen Klauen abzutrennen, woraufhin das Wesen wieder einen Schrei ausstieß und mich mit letzter Kraft ansprang, wie es Spinnen manchmal tun. Ich hieb wieder mit meiner Waffe zu, wich zurück und ließ dann die Klinge direkt in das bösertige Gesicht fahren. Im gleichen Augenblick verlor ich das Gleichgewicht.

Das Wesen stürzte auf mich. Ich wurde von seinem Gewicht vom Ast gedrückt und fiel ins Uferlose. Zum Glück wurde mein Sturz sofort von tieferliegenden Ästen gebremst, und ich klammerte mich fest und brachte mich in Sicherheit. Ich hatte mein Schwert nicht fallenlassen und kletterte jetzt hastig wieder hoch, um Kamlot vor weiteren Angriffen zu schützen. Zu meiner Erleichterung sah ich, daß der große Targo – wie das Wesen von den Vepajern genannt wurde – tot war.

Aber auch Kamlot lebte nicht mehr. Ich konnte weder Puls- noch Herzschlag feststellen, und mein eigenes Herz wurde schwer vor Kummer. Ich hatte einen Freund verloren – einen meiner wenigen

Freunde auf diesem Planeten. Außerdem wußte ich nicht, wo wir uns befanden. Ich ahnte, daß ich den Rückweg zur vepajanischen Stadt nicht wiederfinden konnte, auch wenn mein Leben davon abhing. Ich konnte zwar nach unten steigen, aber ob wir uns noch über der Stadt befanden, war zumindest zweifelhaft.

Das war also die Tarelernte – die Beschäftigung, deren Monotonie ich gefürchtet hatte!

7

Ich raffte mich schließlich auf und beendete die angefangene Arbeit; immerhin hatten wir die Expedition wegen des Tarels unternommen, und wenn es mir wider Erwarten doch gelang, die Stadt wiederzufinden, wollte ich wenigstens etwas vorweisen können. Doch was sollte mit Kamlot geschehen? Der Gedanke, den Körper zurückzulassen, war mir zuwider, denn obwohl wir uns nur kurze Zeit gekannt hatten, war er mir doch ans Herz gewachsen. Zudem hatte mich sein Volk freundlich aufgenommen, und so war es meine mindeste Pflicht, seinen Körper in die Stadt zurückzubringen. Ich machte mir natürlich klar, daß ich mir damit keine ganz leichte Aufgabe stellte, die ich jedoch nicht umgehen konnte. Zum Glück war ich ziemlich kräftig und fand in der niedrigen venusianischen Schwerkraft einen Bundesgenossen.

Es bereitete mir unerwartet geringe Mühe, Kamlots Körper auf meinen Rücken zu hieven und dort mit einem Seil festzubinden. Vorher hatte ich seine Waffen an ihm befestigt, denn da ich mit den Sitten dieses Landes nicht vertraut war, wußte ich

auch nicht, was von mir in einer solchen Situation erwartet wurde, und ging vorsichtshalber kein Risiko ein.

Die nächsten zehn oder zwölf Stunden wurden zu einem Alptraum. Allein die Berührung des toten Körpers meines Freundes war äußerst unangenehm; zudem bedrückte mich ein starkes Gefühl der Sinnlosigkeit und des Verlorenseins in dieser fremden Welt. Die Stunden vergingen, und ich gönnte mir nur wenig Ruhe. Während ich abwärts stieg, schien der Körper auf meinem Rücken immer schwerer zu werden. Als er noch am Leben war, hatte Kamlot vielleicht hundertundsechzig Pfund gewogen, was auf der Venus etwa hundertundvierzig Pfund entsprechen mochte; als sich aber die Nacht herabsenkte, hätte ich schwören können, ein Tonnengewicht auf dem Rücken zu haben.

Ich war so müde, daß ich mich nur noch langsam bewegen konnte und mich vorsichtig vortasten und jeden Halt sorgfältig ausprobieren mußte, ehe ich mich darauf stützte. In meinem Zustand hätte der geringste Fehltritt einen tödlichen Sturz zur Folge gehabt.

Ich hatte bald den Eindruck, viele hundert Meter hinabgestiegen zu sein, doch von der vepajanischen Stadt war keine Spur zu sehen. Mehrmals hörte ich das Geräusch von Tieren, die sich in den Ästen bewegten, und zweimal kreischte ein Targo in der

Dunkelheit. Ich wagte nicht daran zu denken, was geschehen würde, wenn mich eines dieser Ungeheuer angriff, und beschäftigte mich statt dessen mit den Erinnerungen an meine Freunde auf der Erde. Ich rief mir die Tage meiner Jugend ins Gedächtnis zurück – die Zeit meines Studiums beim alten Chand Kabi; ich dachte an Jimmy Walsh und an die vielen Mädchen, die ich gemocht hatte und mit denen es mir zum Teil fast ernst gewesen war. Damit kehrte auch der Gedanke an das wunderschöne Mädchen im Garten des Jong zurück. Wer war sie? Welcher geheimnisvolle Umstand verbot ihr, mit mir zu sprechen? Sie hatte gesagt, daß sie mich haßte, während ich ihr meine Liebe erklärt hatte, was mir plötzlich ziemlich dumm vorkam. Wie konnte ich ein Mädchen lieben, das ich nur wenige Augenblicke gesehen hatte, ein Mädchen, über das ich absolut nichts wußte? Ich hatte keine Ahnung, wie alt sie war. Ich wußte nicht einmal ihren Namen! Und doch konnte ich es nicht leugnen – ich liebte die namenlose Schönheit.

Vielleicht war es die Konzentration auf diese Gedanken, die mich unvorsichtig werden ließ, ich weiß es nicht; jedenfalls glitt ich plötzlich aus. Ich versuchte mich verzweifelt irgendwo festzuklammern, aber das schwere Gewicht, das ich auf dem Rücken trug, riß mich wieder los, und ich stürzte in die Dunkelheit.

Unser Fall wurde schon nach wenigen Sekunden von etwas weichem gestoppt. Wir prallten auf, wurden wieder hochgeschleudert, fielen erneut zurück und vibrierten eine Zeitlang hin und her, als wären wir in ein Sicherheitsnetz gestürzt, wie es Artisten oft benutzen – und mir kam ein entsetzlicher Gedanke, der bald zur Gewißheit wurde. Wir waren in das Netz eines Targos geraten!

Ich versuchte an den Rand zu kriechen, von wo ich einen Ast zu erreichen und mich in Sicherheit zu bringen hoffte – aber mit jeder Bewegung hakte ich mich nur noch mehr fest. Die hoffnungslose Situation verschlimmerte sich noch unendlich mehr, als ich plötzlich die ekelerregende Gestalt eines Targo herankriechen sah.

Ich zog mein Schwert und hieb verzweifelt auf die mich umgebenden Tarelstränge ein. Wie ich mich erinnere, schoß mir dabei der Gedanke durch den Kopf, obwohl eine Fliege, die in einem Spinnennetz gefangen ist, die gleiche Verzweiflung verspürte, die ich jetzt empfand, als ich die Sinnlosigkeit meiner Bemühungen erkannte. Ich konnte der tödlichen Falle nicht entkommen. Allerdings war ich der Fliege überlegen, denn ich hatte ein Schwert und ein Gehirn – Waffen, die ich zu meiner Verteidigung einsetzen konnte. Ich war nicht ganz so hilflos wie die arme Fliege.

Der Targo kam näher – geräuschlos. Wahrscheinlich glaubte er sich seiner Beute sicher. Als er noch etwa drei Meter entfernt war, ging er zum Angriff über. Ich reckte ihm die Spitze meines Schwertes entgegen.

Ich hatte den Stoß nicht sonderlich geschickt geführt – doch mein Glück verließ mich nicht. Die Spitze der Klinge glitt dem Wesen direkt in das winzige Gehirn. Als es leblos neben mir zusammenbrach, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Ich war gerettet!

Sofort setzte ich meine Bemühungen fort und hatte das Tarelnetz nach fünf Minuten soweit durchtrennt, daß ich mich auf einen darunterliegenden Ast hinablassen konnte. Mein Herz schlug noch immer heftig, und vor Erschöpfung zitterten mir die Knie. Eine Viertelstunde machte ich Rast und setzte dann den anscheinend endlosen Abstieg fort.

Welche anderen Gefahren noch auf mich warteten, mochte ich mir nicht ausmalen; ich wußte, daß es in diesem entsetzlichen Wald noch andere Wesen geben mußte, und war jeden Augenblick auf einen Angriff aus dem Hinterhalt gefaßt.

Immer weiter kletterte ich abwärts, und jeder Schritt brachte mich der völligen Erschöpfung näher. Der Kampf mit dem Targo hatte meine Kräfte

aufgezehrt, und doch wagte ich nicht anzuhalten. Wie lange konnte ich noch durchhalten?

Ich glaubte schon aufgeben zu müssen, als meine Füße plötzlich den festen Boden berührten. Zuerst konnte ich es gar nicht fassen, daß ich mein Ziel erreicht hatte, aber ein schneller Blick nach unten überzeugte mich, daß ich endlich den Boden der Venus betreten hatte, nachdem ich nun schon fast einen Monat auf diesem Planeten war. Es war wenig zu sehen; wohin ich auch blickte, erhoben sich die gewaltigen Bäume. Unter meinen Füßen raschelte weiches Laub.

Ich durchschnitt die Seile, die Kamlots Körper auf meinem Rücken festhielten, und ließ meinen armen Freund zu Boden gleiten. Dann legte ich mich neben ihm nieder und schlief sofort ein.

Als ich erwachte, war es wieder Tag. Ich sah mich um, doch mich umgab nur eine Fläche gebleichter Blätter zwischen Baumstämmen von derart gigantischen Ausmaßen, daß ich sie nicht näher zu beschreiben wage – aus Furcht, damit die Glaubhaftigkeit meiner ganzen Schilderung in Zweifel zu stellen. Jedenfalls mußten diese Bäume bei ihrer Größe schon einen gewaltigen Umfang haben; viele erreichen eine Höhe von mehr als zweitausend Metern und hatten ihre Wipfel für immer im Nebel der inneren Wolkendecke verborgen.

Um einen Eindruck von der Größe dieser Giganten zu geben, darf ich erwähnen, daß ich mehr als tausend Schritte tun mußte, um einen Stamm zu umschreiten. Überschlägig gerechnet, ergibt sich hieraus ein Durchmesser von über dreihundert Metern, und es gab sehr viele Bäume dieser Größe. Ein Stamm von drei Metern Durchmesser war dagegen ein winziger Schößling!

Meine geringen Physik- und Botanikkenntnisse ließen es mir als unmöglich erscheinen, daß Bäume von solchen Ausmaßen existieren konnten, aber vielleicht standen sie unter dem Einfluß besonderer Kräfte, die das scheinbar Unmögliche möglich machten. Ich habe versucht, meine Beobachtungen auf irdische Verhältnisse umzumünzen und bin zu einer Schlußfolgerung gekommen, die das Phänomen vielleicht erklärt. Wenn die vertikale Osmose von der Gravitation beeinflußt wird, dann mochte die geringere Venusanziehung den Wuchs größerer Bäume begünstigen. Ihre Wipfel steckten zudem ständig in den Wolken, und sie konnten daher dem im Überfluß vorhandenen Wasserdampf reichlich Kohlehydrate entziehen – vorausgesetzt, die Atmosphäre stellte außerdem ausreichend Kohlendioxyd zur Verfügung, um diesen photosynthetischen Prozeß zu fördern.

Ich muß allerdings zugeben, daß ich mich damals wenig für diese Aspekte interessierte, sondern mehr

über mich und den armen Kamlot nachdachte. Was sollte mit dem Leichnam meines Freundes geschehen? Ich hatte versucht, ihn zu seinem Volk zurückzubringen, doch der Versuch war fehlgeschlagen. Ich begann sogar zu bezweifeln, daß ich Vepaja jemals wiedersehen würde. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als ihn zu begraben.

Ich zögerte nicht länger und begann die Blätter neben ihm zur Seite zu schieben. Die Laubschicht war etwa vierzig Zentimeter tief; darunter stieß ich auf weichen Boden, den ich mit Hilfe meiner Speerspitze lockerte und mit den Händen zur Seite werfen konnte. Bald hatte ich eine passende Grube ausgehoben und begann ein paar frische Blätter zusammenzusuchen, mit denen ich Kamlot bedecken wollte, wenn ich ihn zur letzten Ruhe gebettet hatte.

Als ich mich vorbeugte, um den Körper in das Grab zu legen, stellte ich zu meiner Überraschung fest, daß er noch ganz warm war, was ich mir bei einem Mann, der seit achtzehn Stunden tot war, nicht erklären konnte. War es möglich, daß Kamlot noch lebte? Ich legte mein Ohr an seine Brust und hörte deutlich das Schlagen seines Herzens, und in meinem ganzen Leben war ich noch nicht so glücklich gewesen! Ich fühlte mich wie ein Neugeborener, wie jemand, dessen Hoffnungen plötzlich neu erwachen. Bis zu diesem Augenblick

war mir nicht bewußt gewesen, wie einsam ich mich gefühlt hatte.

Aber warum war Kamlot denn nicht tot, und wie konnte ich ihn wieder zu Bewußtsein bringen? Es war zweckmäßig, mir zuerst über die erste Frage klarzuwerden, ehe ich mich der zweiten zuwandte. Wieder untersuchte ich die Wunde auf seiner Brust. Es handelte sich um zwei tiefe Einschnitte, die ein wenig geblutet hatten und die sich, wie ich jetzt feststellte, grünlich verfärbt hatten. Diese Entdeckung brachte mich auf die Lösung, denn ich mußte plötzlich daran denken, daß manche irdischen Spinnen ihren Opfern ein lähmendes Gift einspritzten. Der Targo hatte Kamlot nur gelähmt!

Ich konnte meinem Freund helfen, indem ich seinen Kreislauf und seine Atmung anregte, und ich begann abwechselnd seinen Körper zu massieren und ihn künstlich zu beatmen. Welche der beiden Maßnahmen schließlich zum Erfolg führte, weiß ich nicht; jedenfalls begann sich Kamlot nach langer Zeit zu rühren. Er seufzte, und seine Lider zuckten. Ich mußte mich noch eine Zeitlang sehr anstrengen, bis er endlich die Augen öffnete und mich anblickte.

Sein Blick war zuerst noch ausdruckslos, und ich fürchtete schon, daß sein Geist vielleicht an dem Gift Schaden genommen hätte. Dann aber trat

ein verwirrter Ausdruck in seine Augen, dem der Schimmer des Erkennens folgte.

»Was ist geschehen?« flüsterte er und beantwortete seine Frage gleich selbst: »O ja, ich erinnere mich – der Targo!« Ich half ihm, sich aufzurichten, und er blickte sich um. »Wo sind wir?« fragte er.

»Auf dem Waldboden«, erwiderte ich. »Allerdings kenne ich unsere Position nicht.«

»Sie haben mich vor dem Targo gerettet«, sagte er. »Haben Sie ihn getötet? Sie müssen ihn getötet haben, denn sonst hätten Sie mich niemals hierherbringen können. Erzählen Sie.«

Ich berichtete kurz. »Ich versuchte Sie zur Stadt zurückzubringen, habe mich aber verlaufen. Ich habe keine Ahnung, wo wir sind.«

»Was ist das?« fragte er und deutete auf die Grube neben sich.

»Ihr Grab«, sagte ich. »Ich hielt Sie zuerst für tot.«

»Und Sie haben sich anderthalb Tage lang mit einer Leiche abgeschleppt? Warum?«

»Ich kenne die Sitten Ihres Volkes nicht«, erwiderte ich, »aber Ihre Familie hat mich sehr freundlich behandelt, und das war das Geringste, was ich für Sie tun konnte.«

»Ich werde das niemals vergessen«, sagte er ruhig und versuchte sich zu erheben; aber ich mußte ihm

aufhelfen. »Es wird mir bald besser gehen«, sagte er. »Ich muß nur ein wenig Bewegung haben. Die Wirkung des Targo-Giftes hält etwa vierundzwanzig Stunden an und läßt dann nach, doch je mehr ich mich vorher bewege, desto schneller komme ich zu mir.« Er blickte sich um, als versuchte er sich zu orientieren. Dabei fiel sein Blick auf seine Waffen, die ich ihm ins Grab hatte legen wollen. »Sie haben auch meine Waffen mitgebracht?« rief er aus. »Du bist ja ein König unter den Freunden!« sagte er und bot mir damit die vertrauliche Anredeform an.

Nachdem er sein Schwert gegürtet hatte, nahm er seinen Speer auf, und wir begannen nach einem Hinweis darauf zu suchen, daß wir uns irgendwo unter der Stadt befanden. Kamlot erklärte mir, daß die Bäume entlang der wichtigen Waldpfade markiert waren, ebenso wie die Bäume, die den Aufstieg zu der versteckten Stadt ermöglichten.

»Wir steigen nur selten zur Oberfläche Amtors hinab«, sagte er, »obwohl wir manchmal Handelsdelegationen aussenden, die zur Küste vorstoßen und dort Güter von Schiffen entgegennehmen. Wir stehen aber nur noch mit wenigen Völkern in Verbindung. Der Fluch des Thorismus ist überall wirksam, und es gibt unseres Wissens nur wenige Nationen, die seinem grausamen Einfluß nicht erlegen sind. Von Zeit zu Zeit steigen

wir auch hinab, um den Basto zu jagen; er liefert ausgezeichnetes Leder und sehr viel Fleisch.«

»Was ist ein Basto?« fragte ich.

»Ein großes, allesfressendes Tier mit gewaltigen Kiefern, vier riesigen Hauern und zwei schweren Hörnern. In der Schulterhöhe überragt es einen Menschen. Ich habe schon Bastos getötet, die dreitausendsechshundert Tob schwer waren.«

Ein Tob ist die amtliche Gewichtseinheit und entspricht etwa hundertundfünfzig irdischen Gramm; alle anderen Gewichte auf Amtor werden in Tob oder entsprechenden Dezimalstellen ausgedrückt, was mir viel vernünftiger vorkommt, als das Sammelsurium aus Gramm, Scheffeln, Unzen, Pfunden, Tonnen und anderen Größen, mit dem wir uns abmühen müssen.

Nach Kamlots Beschreibung stellte ich mir einen Basto als ein gewaltiges Wildschwein mit Hörnern vor – oder als einen Büffel mit den Fangzähnen und Klauen eines Raubtieres – , und ich machte mir klar, daß fünfhundert Kilogramm Lebendgewicht nicht zu unterschätzen waren. Ich fragte Kamlot, mit welchen Waffen die Vepajer auf dieses Tier Jagd machten.

»Einige nehmen Pfeile, andere ziehen Speere vor«, erklärte er mir, »aber in jedem Fall ist es gut, wenn

man einen Baum mit niedrigen Ästen in der Nähe hat.«

»Sind sie sehr angriffslustig?«

»Sehr. Wenn ein Basto erscheint, kann es sehr oft vorkommen, daß der Mensch nicht der Jäger, sondern der Gejagte ist. Aber im Augenblick haben wir es ja nicht auf Bastos abgesehen. Ich würde viel lieber eine Markierung finden, die mir sagt, wo wir sind.«

Wir bewegten uns langsam durch den Wald und suchten nach den Wegzeichen der Vepajer, die Kamlot mir beschrieben hatte. Sie bestanden aus einem langen, scharfen Nagel mit flachem Kopf, auf dem eine Zahl eingeschnitzt war. Diese Nägel wurden stets in der gleichen Höhe über dem Boden in die Rinde eines Baumes geschlagen. Sie waren schwierig zu finden, aber die Vepajer mußten auch an ihre Feinde denken, die nicht darauf aufmerksam werden durften.

Die Nummern auf den Nägeln waren nach einem klugen Schema gestaltet und sagten jedem Vepajer, wo er sich gerade befand. Jeder Nagel wurde von einem Meßtrupp angebracht und auf einer Karte mit seiner Nummer eingezeichnet. Jeder Vepajer, dem der Abstieg zum Boden gestattet wurde, mußte vorher die Position sämtlicher Nägel in Vepaja auswendig lernen. Auch Kamlot hatte diese Schulung durchgemacht und sagte mir, daß

er sofort unsere genaue Position und unseren Heimweg zur Stadt bestimmen könnte, wenn er nur einen einzigen Nagel fände. Er gab aber auch zu, daß es sehr lange dauern konnte, bis wir auf ein Zeichen stießen.

Der Wald veränderte sich nur wenig und ermüdete mich in seiner Monotonie. Es gab Bäume verschiedenster Art; einige hatten Blätter, die bis auf den Boden herabhingen, bei anderen begannen die Äste erst in einigen hundert Metern Höhe. Es gab Stämme, die wie Glas schimmerten und die sich wie Schiffsmasten emporreckten. Kamlot erklärte mir, daß sich das Blattwerk dieser Bäume hoch oben in den Wolken um den Stamm ballte. »Ich bin schon einmal in einen solchen Baum geklettert«, erzählte er, »aber die Kälte hat mich fast umgebracht. Diese Bäume dienen uns als Wasserquelle. Sie saugen den Wasserdampf in den Wolken auf und ziehen ihn in ihre Wurzeln hinab. Von dort steigt das Wasser, mit den Nahrungsstoffen des Bodens angereichert, wieder nach oben. Man kann diese Bäume überall anschneiden und erhält stets ausreichend klares Wasser. Ein sehr glücklicher Umstand für uns, da wir...«

»Still – da kommt etwas«, unterbrach ich ihn. »Hörst du es?«

Er lauschte. »Ja«, erwiderte er. »Wir sollten erst einmal in einen Baum klettern und abwarten, was es ist.«

Wenig später saßen wir auf einem Ast und warteten. Ich konnte hören, daß sich etwas durch den Wald bewegte und uns dabei immer näherkam. Die weiche Laubdecke dämpfte jedes Geräusch, und es war nur ein Blätterrauschen zu hören. Immer lauter wurde das Geräusch; offensichtlich bewegte sich das Tier ganz unbefangen. Dann plötzlich tauchte sein großer Kopf hinter einem Baum auf.

»Ein Basto!« flüsterte mein Begleiter, doch ich hatte das Tier nach Kamlots Beschreibung schon erkannt.

Abgesehen von der hauerbewehrten Wildschweinschnauze erinnerte sein Kopf an den eines amerikanischen Bisons. Hals und Stirn waren mit dickem, zotteligem Haar bedeckt, die kleinen Augen waren rotgerändert. Es hatte eine blaue Haut, die ähnlich wie bei einem Elefanten völlig haarlos war; nur am Schwanz zeigte sich noch ein schwarzes Büschel. An den mächtigen Schultern erreichte der Basto seine größte Höhe, und sein Rücken fiel schräg nach hinten ab. Die Vorderbeine, die die Hauptlast des Körpers zu tragen hatten, waren kurz und kompakt und ruhten auf mächtigen Füßen mit drei Zehen, während die Hinterbeine länger und weniger ausgeprägt waren.

»Da kommt unsere nächste Mahlzeit«, sagte Kamlot laut. Als der Basto die Stimme meines Freundes hörte, hielt er inne und blieb stehen. »Die Burschen schmecken sehr gut«, fügte Kamlot hinzu, »und wir haben lange nichts gegessen. Nichts geht über ein saftiges Basto-Steak, am Grill über dem Holzfeuer gebraten.«

Das Wasser begann mir im Mund zusammenzulaufen. »Worauf warten wir noch?« fragte ich und machte Anstalten, den Baum zu verlassen.

»Komm zurück!« brüllte Kamlot. »Du weißt ja gar nicht, was du da tust!«

Der Basto hatte uns entdeckt und ging zum Angriff über. Dabei stieß er ein Geräusch aus, das den wildesten Löwen in die Flucht getrieben hätte; ich weiß nicht, ob ich es als Bellen oder Brüllen beschreiben soll. Jedenfalls begann er drohend zu grunzen und steigerte sich zu einer Lautstärke, die den Boden erzittern ließ.

»Er scheint wütend zu sein«, stellte ich fest, »aber wenn wir ihn verspeisen wollen, müssen wir ihn zuerst töten. Und wie wollen wir das schaffen, wenn wir hier im Baum hocken bleiben?«

»*Ich* werde nicht im Baum bleiben«, berichtete mich Kamlot, »sondern nur du. Du hast keine Ahnung, wie man diese Tiere jagen muß und würdest dich nur

unnötig in Gefahr bringen. Ich werde mich um den Basto kümmern.«

Dieser Plan gefiel mir ganz und gar nicht, aber ich mußte mich Kamlots größerer Erfahrung beugen; trotzdem hielt ich mich natürlich bereit, ihm im Notfall zu Hilfe zu eilen.

Zu meiner Überraschung ließ er seinen Speer zu Boden fallen und schnitt sich einen langen dünnen Ast mit Blättern ab. Dann sprang er nicht direkt vor dem Tier zu Boden, sondern kletterte erst halb um den Baum herum, nicht ohne mich gebeten zu haben, die Aufmerksamkeit des Tieres auf mich zu lenken.

Wenig später sah ich entsetzt, daß Kamlot hinter dem wütenden Monstrum auftauchte. Er war nur mit seinem Schwert und dem Ast bewaffnet, den er in der linken Hand trug. Sein Speer war außer Reichweite, und er schien verloren zu sein, wenn ihn das wütende Tier entdeckte. Ich verdoppelte also meine Anstrengungen und brüllte und schüttelte die Äste meines Baumes. Doch Kamlot rief mir zu, daß ich aufhören sollte.

Ich glaubte im ersten Augenblick, er hätte den Verstand verloren. Schon drehte das Ungeheuer langsam den Kopf und entdeckte meinen Freund. Es wirbelte herum und betrachtete einen Augenblick das freche Menschlein. Dann trottete es langsam auf Kamlot zu.

Ich wartete nicht länger, sondern ließ mich zu Boden fallen, um das Ding von hinten anzugreifen. Doch die Ereignisse entwickelten sich jetzt mit einer überraschenden Schnelligkeit. Als ich meine Verfolgung begann, senkte der mächtige Basto den Kopf und raste direkt auf meinen Begleiter zu, der bewegungslos stehenblieb – in der einen Hand das winzige Schwert, in der anderen den langen Ast. Als ich schon glaubte, das Tier werde Kamlot mit den mächtigen Hörnern aufspießen, trat er plötzlich zur Seite, ließ den Ast vor den Kopf des Bastos schnellen, und trieb ihm gleichzeitig die Klinge bis zum Heft in die linke Schulter.

Der Basto stoppte mit gespreizten Beinen; einen Augenblick lang schwankte er, dann stürzte er zu Boden. Ich wollte gerade einen Schrei der Bewunderung ausstoßen, als mein Blick zufällig nach oben fiel. Was meine Aufmerksamkeit erregte, weiß ich nicht; vielleicht war es eine Warnung der lautlosen Stimme, die wir den sechsten Sinn nennen. Der Anblick ließ mich jedenfalls den Basto und Kamlots Tat sofort vergessen.

»Mein Gott!« schrie ich auf Englisch, und fügte dann auf amtorisch hinzu: »Schau, Kamlot! Was ist denn das?«

8

Über uns schwebten einige Wesen, die ich zuerst für gewaltige Vögel hielt; als ich dann genauer hinblickte, erkannte ich zu meinem Erstaunen, daß es sich um geflügelte Menschen handelte. Sie waren mit Schwertern und Dolchen bewaffnet und trugen jeder ein langes Seil in der Hand, an dessen Ende eine Schlinge baumelte.

»Voo Klangen!« brüllte Kamlot. (Die Vogelmenschen!) Im gleichen Augenblick glitten die Schlingen herab und legten sich uns um die Oberkörper. Wir versuchten verzweifelt, uns zu befreien und die Fesseln mit unseren Schwertern zu durchschneiden, aber wir waren nicht schnell genug. Während wir uns abmühten, landeten die Klangen und hielten uns zu zweit in der Mitte, ähnlich wie zwei Cowboys einen gefangenen Stier wehrlos machen. Dann näherte sich uns der fünfte Angan mit gezogenem Schwert und entwaffnete uns. (Ich sollte vielleicht erklären, daß Angan die Einzahl ist, während Klangen den Plural bedeutet. In der amtorischen Sprache wird den Worten bei der Mehrzahlbildung die Silbe Kloo vorangestellt, wenn sie mit einem

Konsonanten beginnen, und die Buchstaben Kl, wenn sie mit einem Vokal beginnen.)

Unsere Gefangennahme ging so schnell vor sich, daß sie schon vorüber war, als ich mich endlich von meinem Erstaunen erholte. Ich erinnerte mich jetzt daran, daß ich Danus gelegentlich von *Voo Klangan* hatte sprechen hören, aber ich hatte angenommen, daß er damit Geflügelzüchter meinte.

»Jetzt dürfte es um uns geschehen sein«, sagte Kamlot düster.

»Was werden sie mit uns tun?« fragte ich.

»Frage sie doch!«

»Wer sind Sie?« fragte einer unserer Gegner.

Aus irgendeinem Grunde überraschte es mich, ihn sprechen zu hören, obwohl ich nicht recht wußte, warum mich überhaupt noch etwas in Erstaunen versetzen konnte.

»Ich bin ein Fremder von einer anderen Welt«, antwortete ich. »Mein Freund und ich haben keine bösen Absichten. Lassen Sie uns frei.«

»Du verschwendest deinen Atem«, sagte Kamlot.

»Allerdings«, erwiderte der Angan. »Sie sind Vepajer, und wir haben Befehl, Sie zum Schiff zu bringen. Allerdings sehen Sie nicht wie ein Vepajer aus«, fügte er hinzu und betrachtete mich von Kopf bis Fuß. »Der andere dafür aber um so mehr.«

»Aber er ist auch kein Thorist, also muß er ein Feind sein«, schaltete sich ein anderer ein.

Man entfernte die Schlingen und zog uns ein Seil unter den Armen hindurch um die Brust und ein zweites um den Hals. Dann wurden Kamlot und ich von je zwei Klangan ergriffen, die ihre Flügel ausbreiteten und sich mit uns in die Luft erhoben.

Unter den tiefhängenden Ästen flogen sie zwischen den Stämmen dahin, wobei unsere Körper nur wenige Meter über dem Boden hingen. Die Vogelmenschen unterhielten sich angeregt, riefen sich Scherzworte zu und lachten und sangen. Offensichtlich waren sie mit sich und dem Ergebnis ihrer Expedition sehr zufrieden. Ihre Stimmen waren weich, und ihre Lieder erinnerten mich an Negro Spirituals.

Da Kamlot vor mir her getragen wurde, konnte ich die seltsamen Lebewesen genau studieren. Unter einer niedrigen, zurückweichenden Stirn erhob sich eine riesige Adlernase; die Augen waren klein und standen dicht zusammen, und die Ohren waren flach und leicht zugespitzt. Sie hatten die starke Brust eines Vogels und sehr schlanke Arme, die in langfingrigen, mit langen Nägeln versehenen Händen ausliefen. Der untere Teil ihres Körpers war wenig ausgeprägt; kurze, stämmige Beine endeten in schmalen Hüften. Anstelle von Haar

hatten sie Federn auf dem Kopf; weitere farbige Federbüschel leuchteten vorn am Unterkörper sowie hinten auf dem Rücken.

Ihre Flügel bestanden aus einer sehr dünnen Membrane und erinnerten an die Flügel einer Fledermaus. Sie erschienen auf den ersten Blick kaum ausreichend, die schweren Körper der Wesen in die Luft zu heben; aber wie ich später erfuhr, wogen sie viel weniger, als ich angenommen hatte, da ihre Knochen, wie die Knochen aller richtigen Vögel, hohl waren.

Wir legten eine beträchtliche Entfernung zurück, die sich unmöglich abschätzen ließ. Wir waren ganze acht Stunden in der Luft, und wenn es der Stand der Bäume zuließ, flogen die Klänge sehr schnell. Sie schienen überhaupt nicht zu ermüden, während Kamlot und ich bald mehr als genug von der Reise hatten. Die Seile unter unseren Armen schnitten uns ins Fleisch, und wir versuchten unsere Qualen dadurch zu lindern, daß wir uns mit den Händen abstützten.

Aber schließlich endete auch diese entsetzliche Reise. Plötzlich verließen wir den Wald und kamen über eine wundervolle Bucht, und zum erstenmal erblickte ich das Wasser eines venusianischen Meeres. Welche fremden Länder und Völker mochten dort unter dem Horizont warten? Würde ich sie jemals kennenlernen?

Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit von einem Gebilde im Vordergrund gefesselt, das ich bisher nicht bemerkt hatte. In dem stillen Gewässer der Bucht lagen zwei Schiffe vor Anker, und eins dieser Schiffe schienen die Vogelmenschen anzufliegen. Wir näherten uns bald dem kleineren Schiff, und ich stellte zu meiner Überraschung fest, daß es sich äußerlich kaum von irdischen Konstruktionen unterschied. Es hatte einen hohen Bug, der sich wie eine Messerklinge vorwölbte, und war sehr schmal geschnitten. Alles in allem sah es aus, als wäre es auf Geschwindigkeit eingerichtet. Aber womit wurde es betrieben? Es hatte keine Masten, keine Segel und auch keinen Schornstein. Am Heck lagen zwei ovale Aufbauten übereinander; dahinter ragte ein Turm mit einem Ausguck auf. Es gab Fenster und Türen in den Aufbauten und in dem Turm. Als wir näherkamen, konnte ich eine Reihe offener Luken erkennen und Menschen, die auf Deck und auf den Stegen vor dem oberen Haus standen. Sie beobachteten uns.

Die Vogelmenschen setzten uns auf Deck ab, und wir waren sofort von einer Horde plappernder Männer umgeben. Ein Mann, den ich für einen Offizier hielt, gab den Befehl, uns die Fesseln abzunehmen, und befragte währenddessen die Klangan.

Die Menschen, die uns umringten, ähnelten den Vepajern in ihrer äußeren Erscheinung; ihre Gesichter waren jedoch gröber und wirkten nicht sehr intelligent; nur einen oder zwei Männer hätte man als gutaussehend bezeichnen können. Alterserscheinungen waren ebenso zu erkennen wie Spuren überstandener Krankheiten – die ersten Anzeichen dieser Art, die ich in Amtor zu sehen bekam.

Als man uns die Fesseln abgenommen hatte, befahl uns der Offizier, ihm zu folgen, nachdem er vier böse aussehende Burschen zu unserer Bewachung abkommandiert hatte, und führte uns heckwärts zu dem Turm, der das kleinere Haus überragte. Hier ließ er uns einen Augenblick allein.

Die vier Männer musterten uns böse. »Vepajer, wie?« höhnte einer. »Haltet euch wohl für besser als gewöhnliche Menschen, nicht wahr? Aber ihr werdet bald feststellen, daß das nicht stimmt – nicht im Freien Land Thora. Hier ist jeder gleich. Ich begreife sowieso nicht, warum man Typen wie euch ins Land läßt. Wenn es nach mir ginge, hättet ihr das schon längst zu schmecken bekommen.« Und er deutete auf den Halfter an seinem Gürtel.

Der Griff, den ich erkennen konnte, ließ mich an eine Pistole denken, und ich erinnerte mich an die Strahlwaffe, die mir Kamlot beschrieben hatte. Ich

wollte den anderen gerade bitten, mir die Pistole zu zeigen, als der Offizier aus dem Turm kam und uns hereinbefahl.

Wir wurden in einen Raum geführt, in dem ein Mann stirnrunzelnd auf uns wartete. Er hatte das Gesicht höhnisch verzogen – der Ausdruck eines Mannes, der sich unterlegen fühlt und der diese Erkenntnis zu verbergen sucht und seinen Minderwertigkeitskomplex dadurch nur noch deutlicher zutage treten läßt.

»Noch zwei Klooganfall!« rief er aus. (Ein Ganfall ist ein Verbrecher.) »Zwei von den Verbrechern, die die Arbeiter unterdrücken wollten. Aber das ist euch nicht gelungen, nicht wahr? Jetzt sind wir die Herren. Das werdet ihr zu spüren bekommen, noch ehe wir Thora erreichen. Ist einer von euch Arzt?«

Kamlot schüttelte den Kopf. »Ich nicht«, erwiderte er.

Der andere, den ich für den Kapitän des Schiffes hielt, sah mich an. »Und du? Du bist kein Vepajer – das sieht man. Ich habe noch niemanden mit gelbem Haar und blauen Augen gesehen.«

»Für Sie bin ich ein Vepajer«, erwiderte ich. »Ich bin außer in Amtor noch in keinem anderen Land gewesen.«

»Was soll das heißen – *für mich* bist du ein Vepajer?« fragte er.

»Weil es gar nicht darauf ankommt, was Sie darüber denken!« schnappte ich. Ich mochte den Kerl nicht, und wenn ich jemanden nicht mag, kann ich dieses Gefühl nur selten verbergen.

Sein Gesicht rötete sich, und er stand auf. »So, es kommt also nicht darauf an?«

»Setzen Sie sich«, sagte ich ruhig. »Sie haben Befehl, Vepajer einzufangen und nach Hause zu bringen. Niemand schert sich darum, was Sie von Ihren Gefangenen halten, aber Sie werden Schwierigkeiten bekommen, wenn uns unterwegs etwas zustößt.«

Ich hätte mich ein wenig diplomatischer verhalten sollen, aber wenn ich ärgerlich bin, kann ich nur aussprechen, was ich denke. In der Haltung dieser Leute lag Verbitterung, geschürt von grundlosen Vorurteilen. So etwas ärgerte mich. Nach den Äußerungen des Seemanns zu urteilen, kam der Befehl, uns zu schonen, von oben; auch hatte mir Danus etwas in dieser Richtung erzählt. Ich mußte mit meiner Vermutung, daß der Offizier seine Befehle mißachtete, wenn er uns etwas antat, richtig liegen. Trotzdem wußte ich, daß ich mich auf gefährlichem Parkett bewegte, und wartete mit großem Interesse auf die Wirkung meiner Worte.

Der Kapitän fuhr sichtlich zusammen, gab sich aber nur mit einem schwachen Wutausbruch zufrieden. »Wir werden sehen«, sagte er und wandte sich einem Buch zu, das geöffnet vor ihm auf dem Tisch lag. »Wie heißt du?« fragte er und nickte Kamlot zu. Selbst sein Nicken war herablassend.

»Kamlot von Zar«, erwiderte mein Begleiter.

»Welchen Beruf hast du?«

»Ich bin Jäger und Holzschnitzer.«

»Du bist Vepajer?«

»Ja.«

»Aus welcher Stadt in Vepaja?«

»Aus Kooaad«, erwiderte Kamlot.

»Und du?« fragte der Offizier und wandte sich an mich.

»Mein Name ist Carson von Napier«, sagte ich auf Amtorisch. »Ich bin ein Vepajer aus Kooaad.«

»Welchen Beruf hast du?«

»Ich bin *Flieger*«, erwiderte ich, wobei ich das englische Wort benutzte, das ich auch Englisch aussprach.

»Ein was?« fragte er. »Von so etwas habe ich noch nicht gehört.« Er versuchte das Wort in sein Buch zu schreiben und es nachzusprechen, aber es gelang ihm beides nicht, da die Amtorier einige unserer

Vokale nicht kennen und auch nicht aussprechen können. Um sein Unwissen zu überspielen, schrieb er schließlich irgend etwas hin, das ich nicht erkennen konnte, blickte auf und fragte: »Bist du Arzt?«

»Ja«, erwiderte ich, und während der Offizier in seinem Buch die Eintragung vornahm, blinzelte ich Kamlot zu.

»Bringt sie hinaus!« befahl der Thorist sodann. »Aber seht euch vor mit dem da – der ist Arzt!«

Wir wurden auf das Hauptdeck und unter dem lauten Gejohle der dort versammelten Seeleute nach vorn gebracht. Ich sah die Klangan, die mit stolz erhobenen Federn herumstolzierten. Bei unserem Anblick blieben sie stehen, deuteten auf Kamlot, und ich hörte sie berichten, daß das derjenige wäre, der den Basto mit einem einzigen Schwertstreich niedergestreckt hätte. Diese Tat schien ihre Bewunderung hervorzurufen, was ich nur zu gut verstehen konnte.

Man führte uns zu einer offenen Luke und befahl uns, hinabzusteigen. In dem dunklen, schlechtgelüfteten Loch fanden wir mehrere andere Gefangene vor. Einige waren Thoristen, die irgendwie gegen die Gesetze in ihrem Staat verstoßen hatten, die anderen waren vepajanische Gefangene wie wir, und unter diesen war einer, der

Kamlot sofort erkannte und herzlich begrüßte, als wir die Leiter hinabstiegen.

»Jodades, Kamlot!« rief er – die amtorische Begrüßung für »Glück sei dir!«

»Ra jodades«, erwiderte Kamlot den Gruß. »Welches böse Schicksal hat Honan hierher verschlagen?«

»Böses Schicksal« ist nicht das richtige Wort – ich würde es eher eine Katastrophe nennen. Die Klangan haben es nicht nur auf Männer abgesehen; sie haben *Duare* gesehen und sie verfolgt, und als ich sie beschützen wollte, wurde ich gefangen.«

»Dein Opfer war nicht vergeblich«, erwiderte Kamlot, »und selbst wenn man dich dabei getötet hätte, wäre es nicht sinnlos gewesen.«

»Aber es *war* vergeblich – das ist ja das Schlimme!«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Kamlot.

»Ich will damit sagen, daß Duare gefangengenommen wurde«, erwiderte Honan niedergeschlagen.

»Duare ist gefangen!« rief Kamlot entsetzt. »Beim Leben des Jong, das ist doch nicht möglich!«

»Ich wünschte, es wäre nicht geschehen«, sagte Honan.

»Wo ist sie? Ist sie auf diesem Schiff?« fragte Kamlot.

»Nein, man hat sie auf das größere Schiff gebracht.«

Kamlot schien überaus bedrückt, und ich konnte mir seine Stimmung nur mit der hoffnungslosen Niedergeschlagenheit eines Mannes erklären, der sein geliebtes Mädchen verloren hatte. Unsere Verbindung war noch nicht so eng gewesen, daß wir uns gegenseitig ins Vertrauen gezogen hätten, und ich war deshalb auch nicht überrascht, daß er niemals von dem Mädchen Duare gesprochen hatte. Unter diesen Umständen konnte ich ihn auch nicht nach ihr fragen. Ich respektierte seinen Kummer und sein Schweigen und überließ ihn seinen traurigen Gedanken.

Bei der ersten Morgendämmerung lichtete das Schiff die Anker. Ich wäre gern an Deck gegangen und hätte den sicherlich phantastischen Anblick auf die fremde Welt genossen. Mein Status als Gefangener der gefährlichen Thoristen machte mir weniger zu schaffen, als die Aussicht, daß ich – der erste Erdbewohner auf den Meeren der Venus – hier unten in einem stickigen Gefängnis bleiben mußte und nichts sehen konnte. Aber meine Befürchtungen waren grundlos, denn wenig später wurden wir nach oben befohlen und mußten das Deck schrubben und die Beschläge polieren.

Als wir unser Gefängnis verließen, glitt das Schiff gerade zwischen den beiden Landzungen hindurch, die den Eingang der Bucht bildeten, und wir hatten einen herrlichen Ausblick auf die Küstenlinie hinter uns und auf die riesige Fläche des Ozeans, die sich vor uns bis zum Horizont erstreckte.

Die beiden Landzungen erhoben sich steil aus dem Meer, in zartes Grün gehüllt. Die gigantischen Waldbäume hinter uns boten ein atemberaubendes Bild, das für einen Erdenmenschen doppelt überwältigend war – die mächtigen Stämme ragten im Schmuck ihres vielfarbigem Blattwerkes eintausendfünfhundert Meter hoch auf, ehe sie in der unteren Wolkenschicht untertauchten. Aber es war mir nicht lange vergönnt, dieses Wunder anzustarren, denn man hatte mich nicht nach oben geholt, damit ich mir die Augen ausschaute.

Kamlot und ich wurden zum Kanonenputzen eingeteilt. Es gab mehrere schwere Mörser auf beiden Seiten des Decks, dazu einen am Heck und zwei auf dem Turmdeck. Ich war zuerst überrascht von der schweren Bewaffnung, denn die Kanonen waren nicht zu sehen gewesen, als wir am Vortag an Bord kamen; aber ich sollte bald die Erklärung finden – die Mörser waren auf Luken angebracht und konnten mühelos versenkt werden.

Die Läufe der Kanonen hatten einen Durchmesser von etwa zwanzig Zentimetern, während die innere

Öffnung kaum meinen kleinen Finger aufnehmen konnte. Überhaupt deutete nichts darauf hin, wie die Kanonen geladen oder abgeschossen wurden, wenn sich eine entsprechende Vorrichtung nicht unter einem Metallstreifen verbarg, der den Lauf umspannte. Hinten ragte eine Art Kurbel heraus, wie sie bei einigen irdischen Waffen benutzt wird, um das Magazin zu drehen.

Die Läufe waren etwa fünf Meter lang. Im Kampf konnten sie mit zwei Drittel ihrer Länge über die Reling geschoben werden, wodurch ein besserer Schußwinkel und außerdem eine bessere Ausnutzung des Deckraums erreicht wurde – was bei unserem schmalen Schiff auch nötig war.

»Was verschießen diese Dinger?« fragte ich Kamlot, der an meiner Seite arbeitete.

»T-Strahlen«, erwiderte er.

»Unterscheiden sich diese von den R-Strahlen, die du mir beschrieben hast, als wir uns über die thoristischen Handfeuerwaffen unterhielten?«

»Der R-Strahl vernichtet nur lebendes Gewebe«, erwiderte er, »während der T-Strahl auf alle denkbare Materie einwirkt. Er ist äußerst gefährlich, und selbst das Metall der Kanone ist nicht völlig strahlungssicher. So eine Waffe wird nach kurzer Zeit von allein unbrauchbar.«

»Wie wird sie abgefeuert?«

Kamlot berührte die Kurbel. »Wenn man hier dreht, wird eine Sperre entfernt, die das Element 93 vom Element 97 trennt. Wenn die beiden aufeinander einwirken, entsteht die tödliche T-Strahlung.«

»Warum drehen wir die Kanone nicht einfach um und bestreichen damit das Deck?« fragte ich. »Wir könnten damit mühelos sämtliche Thoristen auslöschen.«

Aber Kamlot deutete auf ein kleines, gezacktes Loch am Ende der Kurbel. »Weil wir den Schlüssel nicht haben«, sagte er.

»Wer hat ihn?«

»Die Offiziere haben den Schlüssel zu der Kanone, die sie befehligen«, erwiderte er. »In der Kabine des Kapitäns befinden sich die Duplikate. Außerdem hat er selbst einen Hauptschlüssel, mit dem er sämtliche Kanonen bedienen kann. Wenigstens hatten wir dieses System in unserer alten vepajanischen Marine. Bestimmt haben es die Thoristen übernommen.«

»Ich wünschte, wir könnten an den Hauptschlüssel heran«, sagte ich.

»Das wünschte ich auch«, sagte er. »Aber es ist unmöglich.«

»Nichts ist unmöglich!« erwiderte ich.

Er antwortete nicht, und ich sprach nicht mehr davon. Allerdings mußte ich immer wieder an die Schlüssel denken.

Wie ich bald feststellte, bewegte sich das Schiff schnell und lautlos dahin, und ich fragte Kamlot nach der Kraft, von der es angetrieben wurde. In seiner langen Erklärung ging er sehr auf die technischen Einzelheiten ein; an dieser Stelle sei nur vermerkt, daß hier wieder das Element 93 – Vik-Ro – nutzbar gemacht wurde, das mit einer Substanz namens Lor zusammengebracht wurde. Lor besteht zu einem großen Teil aus dem Element Yor-San (105). Vik-Ro wirkt nun derart auf Yor-San ein, daß Lor unter Freisetzung seiner gesamten Energie völlig vernichtet wird. Wenn man bedenkt, daß bei einem gleichartigen Beschuß von einer Tonne Kohle achtzehn Millionen mal so viel Energie freigesetzt wird wie bei ihrer normalen Verbrennung, kann man sich die Perspektiven vorstellen, die diese wunderbare Entdeckung den Venusbewohnern eröffnete. Der Brennstoff für die gesamte Lebensdauer des Schiffes ließ sich in einem Einmachglas unterbringen.

Die Stunden vergingen. Ich bemerkte, daß wir – nachdem wir einen Meeresstreifen überquert hatten, ohne Land zu sehen – nunmehr an einer Küste entlangfuhren – ein Bild, das sich mehrere Tage lang nicht ändern sollte. Ich zog daraus den

Schluß, daß die Venus im Vergleich viel größere Landflächen haben mochte als die Erde, aber natürlich konnte ich meine Neugier in diesem Punkt nicht befriedigen. Auf die Erinnerung an die Karten, die mir Danus gezeigt hatte, durfte ich mich jedenfalls nicht verlassen; sie waren einfach zu unzuverlässig.

Man hatte mich von Kamlot getrennt, der nun im vorderen Teil des Deckshauses in der Küche arbeitete. Ich freundete mich dafür mit Honan an, doch da wir nicht zusammen arbeiteten, konnten wir uns kaum unterhalten. Am Abend waren wir meistens so müde, daß wir nur wenig Lust für ein Gespräch aufbrachten und uns lieber auf dem harten Boden unseres Gefängnisses schlafen legten. Eines Nachts jedoch, als der Gedanke an Kamlots Kummer meine Erinnerungen an das namenlose Mädchen heraufbeschworen hatte, fragte ich Honan nach Duare.

»Sie ist die Hoffnung Vepajas«, sagte er, »vielleicht die Hoffnung einer ganzen Welt.«

9

Das ständige Zusammensein führt auch unter Feinden oft zu einer gewissen Kameradschaft. Nach einigen Tagen machten der Haß und die Verachtung, mit dem uns die einfachen Seeleute zuerst begegnet waren, einem freundlicheren Verhalten Platz, als ob man plötzlich entdeckt hätte, daß wir gar nicht so schlechte Burschen wären. Mir jedenfalls gefielen die harten, wenn auch unwissenden Männer. Daß sie die Werkzeuge skrupelloser Führer waren, ist noch das Schlimmste, was man über sie sagen konnte. Die meisten waren freundlich und großzügig; nur ihr Unwissen machte sie empfindlich und anfällig für manche Bemerkung, die einem intelligenten Menschen überhaupt nicht aufgefallen wäre.

Natürlich lernte ich meine Mitgefangenen besser kennen als meine Wächter – und umgekehrt. Besonders interessierte man sich für meine blauen Augen und mein blondes Haar und fragte mich nach meiner Herkunft. Ich beantwortete die Fragen wahrheitsgemäß, und meine Geschichte machte großen Eindruck auf die Venusianer. Jeden Abend wurde ich gebeten, neue Geschichten über die geheimnisvolle Welt zu erzählen, aus der ich kam.

Im Gegensatz zu den hochintelligenten Vepajern glaubte man mir meine Geschichte und hielt mich bald für einen Helden.

Doch auch ich stellte meine Fragen und erfuhr, daß die Menschen mit ihrem Schicksal ganz und gar nicht zufrieden waren. Diejenigen im Kreise meiner Mitgefangenen, die einmal Freie gewesen waren, hatten längst erkannt, daß sie jetzt in einem Sklavenstaat lebten.

Mit der Zeit begann ich mich besonders für drei Gefangene zu interessieren. Da war zunächst Gamfor, ein riesiger Bursche, der noch unter den Jongs als Bauer gearbeitet hatte. Er war ungewöhnlich intelligent, und obwohl er an der Revolution teilgenommen hatte, äußerte er sich jetzt verbittert über die Thoristen – wobei er so vorsichtig war, mir nur ins Ohr zu flüstern.

Dann kümmerte ich mich ein wenig um Kiron, den Soldaten, einen gutaussehenden, athletischen Mann, der in der Armee des Jong gedient und sich bei der Revolution den Massen angeschlossen hatte. Er sollte jetzt für eine Insubordination gegenüber einem Vorgesetzten bestraft werden, der vor der Revolution ein kleiner Regierungsbeamter gewesen war.

Der dritte entstammte dem Sklavenstand. Er hieß Zog. Was ihm an Intelligenz fehlte, ersetzte er durch Körperkraft und Gutmütigkeit. Er hatte einen Offizier getötet, der ihn schlagen wollte, und wurde jetzt nach

Thora gebracht, um dort abgeurteilt und hingerichtet zu werden. Zog war stolz darauf, ein freier Mann zu sein, obwohl seine Begeisterung durch die Tatsache etwas gedämpft wurde, daß heutzutage jedermann frei war und daß er als Sklave eigentlich mehr Freiheit gehabt hatte als jetzt.

»Damals«, erklärte er, »hatte ich einen Herrn. Jetzt habe ich so viele Herren, wie es Regierungsbeamte, Spione und Soldaten gibt, von denen sich aber keiner um mich kümmert. Der alte Herr war freundlich zu mir und sorgte dafür, daß ich es gut hatte.«

»Würde es dir gefallen, wirklich frei zu sein?« fragte ich ihn. Langsam begann ein Plan in meinem Kopf Gestalt anzunehmen.

Aber zu meiner Überraschung erwiderte er: »Nein, ich möchte lieber wieder ein Sklave sein.«

»Aber du würdest dir doch gern deinen Herrn selbst aussuchen, nicht wahr?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte er. »Wenn ich nur jemand fände, der mich freundlich behandelt und mich vor den Thoristen schützt.«

»Und wenn du ihnen jetzt entfliehen könntest, würdest du das auch tun?«

»Gewiß! Aber wie meinst du das? Ich kann ihnen doch nicht entfliehen.«

»Ohne Hilfe nicht«, stimmte ich ihm zu. »Aber würdest du die Flucht wagen, wenn andere mitmachen?«

»Warum nicht? Man bringt mich nach Thora, um mich zu töten.

Was ich auch tue – schlimmer kann es nicht kommen. Aber warum stellst du mir diese Fragen?«

»Wenn wir genügend Männer zusammenbekommen, gibt es keinen Grund mehr, hier unten zu verschmachten. Und wenn du dann frei bist, kannst du entweder ein Freier bleiben oder dir einen neuen Herrn suchen, der dir gefällt.« Gespannt wartete ich auf seine Reaktion.

»Du meinst – eine andere Revolution?« fragte er. »Das hat wenig Aussicht. Es hat schon viele Versuche gegeben, die aber immer fehlgeschlagen sind.«

»Keine Revolution«, versicherte ich ihm, »sondern nur ein Fluchtversuch.«

»Aber wie sollen wir das schaffen?«

»Mit ein paar Männern müßte es ganz einfach sein, das Schiff zu übernehmen«, sagte ich. »Es herrscht eine schlechte Disziplin an Bord, die Nachtwachen sind nur schwach besetzt, und im übrigen sind sich die Thoristen ihrer Sache so sicher, daß wir sie überraschen können.«

In Zogs Augen leuchtete es auf. »Wenn wir Erfolg hätten, würden sich uns viele aus der Mannschaft anschließen«, sagte er, »denn nur wenige sind wirklich glücklich. Die meisten hassen ihre Offiziere. Ich bin sicher, daß die Gefangenen fast ausnahmslos mitmachen würden, aber du mußt dich vor Spionen in acht nehmen. Sie sind überall, und wir haben mindestens einen in unserer Mitte.«

»Was ist mit Gamfor?« fragte ich. »Ist der in Ordnung?«

»Auf Gamfor kann man sich verlassen«, versicherte mir Zog. »Er spricht nur wenig, aber der Haß auf die Thoristen steht ihm in den Augen.«

»Und Kiron?«

»Auch er ist unser Mann!« rief Zog. »Er verachtet sie und läßt sie das auch spüren. Ihm ist es egal. Aus diesem Grund hat man ihn auch gefangengenommen. Er ist schon mehrmals bestraft worden, und es wird erzählt, daß er jetzt wegen Hochverrats hingerichtet werden soll.«

»Aber ich glaubte, er hätte nur einem Offizier widersprochen und ihm den Gehorsam verweigert«, sagte ich.

»Das *ist* Hochverrat – wenn man einen Mann wirklich loswerden will. Du kannst dich auf Kiron verlassen. Willst du, daß ich mit ihm über die Sache spreche?«

»Nein«, sagte ich. »Ich werde selbst mit ihm und Gamfor reden. Wenn dann doch irgend etwas schiefgehen sollte, ehe wir zum Losschlagen bereit sind, bist du wenigstens aus der Sache heraus.«

»Das ist mir egal«, rief er. »Man kann mich nur einmal umbringen.«

»Trotzdem werde ich es übernehmen, die anderen einzuweihen, und wenn sie mitmachen wollen, können wir anschließend gemeinsam überlegen, wen wir noch ansprechen.«

Zog und ich knieten zusammen auf dem Deck und schrubbten die Planken. Ich hatte erst in der Nacht Gelegenheit, mit Gamfor und Kiron zu sprechen. Beide begeisterten sich sofort für meinen Plan, dem sie allerdings nur geringe Erfolgchancen einräumten. Dennoch versicherten sie mich ihrer Unterstützung. Schließlich riefen wir Zog zu uns und besprachen gemeinsam die wichtigsten Einzelheiten. Wir saßen in einer abgelegenen Ecke unseres Raumes und unterhielten uns flüsternd, die Köpfe dicht zusammengesteckt.

Die nächsten Tage verbrachten wir damit, weitere Kandidaten anzusprechen – keine sehr einfache Angelegenheit, da wir einhellig der Meinung waren, daß es einen Spion unter uns gab. Jeder einzelne mußte sorgfältig ausgehört werden, und wir waren übereingekommen, Gamfor und Kiron diese Arbeit zu überlassen. Ich kam nicht in Frage, weil

ich die Menschen hier zu wenig kannte, während Zog nicht sprachgewandt genug war.

Gamfor warnte Kiron davor, unseren Plan einem Gefangenen mitzuteilen, der seinen Haß auf die Thoristen zu sehr betonte. »Das ist ein uralter Trick, den jeder Spion anwendet, wenn er seine Opfer täuschen und sie aus der Reserve locken will. Du mußt dich auf Männer konzentrieren, von denen du weißt, daß sie sich mit einem wirklichen Kummer abplagen, und die bedrückt und still sind.«

Ich begann mir bereits Sorgen über die Frage zu machen, ob wir das Schiff eigentlich navigieren konnten, wenn unser Anschlag tatsächlich gelingen sollte, und besprach die Angelegenheit mit Gamfor und Kiron. Was ich von ihnen erfuhr, war zwar sehr interessant, half mir aber nicht viel weiter.

Die Amtorier haben einen Kompaß entwickelt, der dem unseren ähnlich ist und dessen Nadel, wie mir Kiron erklärte, stets auf den Mittelpunkt Amtors gerichtet ist – also auf den Mittelpunkt des geheimnisumwitterten Strabol, des heißen Landes. Dieser Hinweis bestärkte mich in der Annahme, daß ich mich auf der südlichen Hemisphäre des Planeten befand und daß die Kompaßnadel natürlich auf den magnetischen Nordpol zeigte. Ohne Sonne, Mond und Sterne sind die Venusianer in ihrer Navigation sehr auf

ihr Glück angewiesen, aber dafür haben sie sehr empfindliche Instrumente entwickelt, die schon auf große Entfernungen Landmassen feststellen können und dabei Richtung und Entfernung genau angeben. Andere dienen der Geschwindigkeits-, Strömungs- und Tiefenbestimmung.

Durch die sehr fehlerhaften Landkarten wird der Wert dieser Instrumente natürlich sehr herabgesetzt, denn welchen Kurs man auch anlegt – es bleibt immer ein großer Unsicherheitsfaktor bestehen. Die Venusianer wissen zwar, daß vor ihnen Land aufragt und wie weit die Küste entfernt ist, aber nicht, um welche Küste es sich handelt – es sei denn, die Reise ist nur kurz und führt durch bekannte Gewässer. Aus diesem Grunde steuern die Amtorier ihre Schiffe in Sichtweite des Landes, solange es geht, wodurch Reisen, die normalerweise nur wenige Tage gedauert hätten, auf viele Wochen ausgedehnt werden. Eine andere Folge der allgemeinen Situation ist die Tatsache, daß sich der amtorische Forscherdrang auf ein relativ kleines Gebiet beschränkt hat. Meiner Meinung nach gibt es gewaltige Flächen in der südlichen gemäßigten Zone der Venus, die von den Vepajern oder Thoristen noch nicht entdeckt worden sind, während die Existenz einer nördlichen Hemisphäre nicht einmal geahnt wird. Auf den Karten, die mir Danus gezeigt hatte, waren erhebliche Flächen mit dem einfachen Wort *Foram* – Ozean – gekennzeichnet.

Trotz allem (oder vielleicht gerade deshalb) war ich zuversichtlich, daß wir bei der Führung des Schiffes keine großen Schwierigkeiten haben würden, und Kiron stimmte mir zu.

»Jedenfalls kennen wir die ungefähre Richtung, in der Thora liegt«, sagte er. »Wir brauchen nur in die entgegengesetzte Richtung zu steuern.«

Unsere Pläne nahmen langsam Gestalt an, und das Unternehmen erschien uns zunehmend einfacher. Wir hatten zwanzig Gefangene in unser Geheimnis eingeweiht, von denen fünf Vepajer waren, und organisierten diese kleine Gruppe in der Form eines Geheimbundes mit Losungsworten, die täglich geändert wurden, und mit besonderen Erkennungszeichen und Begrüßungszeremonien – Erinnerungen an meine Tage in der Studentenschaft. Wir gaben uns auch einen Namen und nannten uns die Soldaten der Freiheit. Ich wurde zum Vookor – zum Anführer – gewählt, während Gamfor, Kiron, Zog und Honan als meine persönlichen Leutnants fungierten, wobei ich Kamfor zu meinem Stellvertreter bestimmte, falls wir das Schiff tatsächlich übernehmen sollten.

Unser Plan wurde in allen Einzelheiten festgelegt, so daß jeder wußte, was von ihm erwartet wurde. Einige Männer mußten die Wachen überwältigen, und andere mußten in die Offiziersquartiere eindringen und dort Waffen und Schlüssel

sicherstellen – dann wollten wir Offiziere und Mannschaften aus dem Schlaf holen und die Männer vor die Alternative stellen, sich entweder unserer Bewegung anzuschließen oder... Und hier sah ich mich vor einem Problem. Die Soldaten der Freiheit gedachten jeden, der sich uns widersetzte, umzubringen, und obwohl es wirklich keine andere Lösung zu geben schien, hoffte ich, im rechten Augenblick noch einen humaneren Ausweg zu finden.

Unter den Gefangenen war ein Mann, den wir verdächtigten, ein Spion zu sein. Es lag nicht allein an seinem bössartigen Gesicht; für unseren Geschmack schimpfte er auch zu laut auf den Thorismus. Wir hielten ihn ständig unter Beobachtung, gingen ihm nach Möglichkeit aus dem Weg und warnten die Mitglieder unseres Bundes vor ihm. Der Mann, dessen Name Anoos war, machte sich nacheinander an unsere Männer heran und verwickelte sie in Gespräche, in denen er unweigerlich auf den Thorismus und seinen Haß auf diese Lehre zu sprechen kam. Und dann versuchte er seinen Gesprächspartner über seine Mitgefangenen auszuhorchen. Da wir die Gefahr erkannt hatten, machte uns der Mann keine Sorge; mochte er ruhig mißtrauisch sein – solange er keine Beweise gegen uns hatte, konnte er nichts ausrichten.

Eines Tages kam Kiron sichtlich erregt zu mir. Es war fast Abend, und man hatte gerade das Abendessen ausgeteilt – getrockneten Fisch und hartes, dunkles, mit Grobmehl gebackenes Brot.

»Ich habe Neuigkeiten, Carson«, flüsterte er.

»Setzen wir uns in die Ecke und essen wir«, schlug ich vor, und wir spazierten zusammen los, wobei wir lachten und uns in normalem Tonfall über die kleinen Ereignisse des Tages unterhielten. Als wir uns niederließen, um unsere armselige Mahlzeit zu verspeisen, setzte sich Zog zu uns.

»Komm nahe heran, Zog«, sagte Kiron. »Ich habe euch etwas zu sagen, das außer einem Soldaten der Freiheit niemand hören darf. Ihr müßt aber oft lachen, als ob ich euch etwas Lustiges erzählte – vielleicht wird dann niemand vermuten, daß gerade das Gegenteil der Fall ist.

Heute arbeitete ich in der Waffenkammer des Schiffes«, begann er. »Der Soldat, der mich bewachen mußte, ist ein alter Freund von mir. Wir haben zusammen in der Armee des Jong gedient, und er ist mir wie ein Bruder. Wir würden füreinander sterben. Wir sprachen von den guten alten Zeiten und verglichen vor allem die Offiziere des gestürzten Regimes mit denen des neuen.

Schließlich fragte er mich übergangslos: ›Übrigens, was höre ich da von einer Verschwörung unter den Gefangenen?‹

Das war ein Schlag ins Gesicht, aber ich ließ mir nichts anmerken, denn es gibt Augenblicke, in denen man nicht einmal einem Bruder trauen darf. ›Was hast du denn gehört?‹ fragte ich.

›Ich habe ein Gespräch zwischen zwei Offizieren belauscht‹, erzählte er mir. ›Es wurde berichtet, daß ein Mann namens Anoos die Angelegenheit dem Kapitän vorgetragen hätte und aufgefordert worden wäre, die Namen der Gefangenen zusammenzutragen, die an der Verschwörung beteiligt wären, und nach Möglichkeit auch Einzelheiten ihrer Pläne herauszubekommen.‹

›Und was hat Anoos darauf geantwortet?‹ fragte ich meinen Freund.

›Er sagte, daß er einen der Verschwörer wohl zum Reden bringen könnte, wenn ihm der Kapitän eine Flasche Wein mitgäbe. Die Bitte wurde erfüllt – heute.‹

Mein Freund schaute mir tief in die Augen und sagte dann: ›Kiron, wir stehen uns so nahe wie Brüder. Wenn ich dir helfen kann, brauchst du nur zu fragen.‹

Ich wußte das, und in dem Bewußtsein, der Entdeckung ohnehin schon sehr nahe zu sein, zog

ich ihn ins Vertrauen und versicherte mich seiner Hilfe. Ich hoffe, daß du das nicht für falsch hältst, Carson.«

»Ganz und gar nicht«, beruhigte ich ihn. »Wir haben in den letzten Tagen verschiedene Männer in unsere Pläne einweihen müssen, die wir lange nicht so gut kannten, wie du deinen Freund kennst. Wie hat er auf deine Enthüllungen reagiert?«

»Er sagte sofort zu, uns zu helfen und sich auf unsere Seite zu schlagen, wenn die Stunde gekommen wäre. Er versprach auch, daß viele andere Soldaten seinem Beispiel folgen würden. Aber was noch wichtiger ist – er gab mir einen Schlüssel zur Waffenkammer.«

»Gut!« rief ich aus. »Es gibt keinen Grund mehr, warum wir nicht sofort losschlagen!«

»Heute abend?« fragte Zog eifrig.

»Heute abend!« wiederholte ich. »Verständigt Gamfor und Honan und unterrichtet die anderen Soldaten der Freiheit.«

Wir lachten fröhlich, als hätten wir uns soeben eine besonders lustige Geschichte erzählt, und Kiron und Zog erhoben sich, um Gamfor und Honan zu suchen.

Aber wie es so oft geschieht, und offensichtlich nicht nur auf der Erde, hatten wir die Rechnung

ohne den Wirt gemacht. In den vergangenen Nächten hatten die Wächter die Luke über unserem übelriechenden Gefängnis offengelassen, um uns einen frischen Luftzug zu gönnen. Dabei hatte die Wache dicht daneben patrouilliert, damit wir in der Dunkelheit nicht frei herumschlichen.

Heute abend jedoch war die Luke verschlossen.

»Daran hat nur Anoos schuld!« knurrte Kiron.

»Wir werden bei Tag losschlagen müssen«, flüsterte ich. »Aber wir können das heute nicht mehr allen mitteilen. In der Dunkelheit würden wir bestimmt an den Falschen geraten und die Sache unnötig gefährden.«

»Also dann morgen«, sagte Kiron.

Ich konnte lange nicht einschlafen; die Besorgnis um das Gelingen unseres Planes machte mich unruhig. Es konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß der Kapitän mißtrauisch geworden war und daß er, obwohl er die Einzelheiten unseres Planes unmöglich kennen konnte, kein Risiko einging.

Während ich noch einzuschlafen versuchte und an den nächsten Morgen dachte, hörte ich eine Bewegung in der Dunkelheit und hier und da ein leises Flüstern, ohne daß ich die Stimmen erkennen konnte. Ich mußte an die Flasche Wein denken, die Anoos angeblich bei sich hatte, und überlegte, daß er vielleicht eine Party gab. Aber die

Stimmen waren zu leise. Schließlich hörte ich einen unterdrückten Schrei, ein Geräusch, das mich an ein Handgemenge erinnerte, und dann breitete sich wieder Stille aus.

Jemand muß einen schlimmen Traum gehabt haben, dachte ich und schlief endlich ein.

Der Morgen dämmerte herauf, und die Luke wurde entfernt. Ein Seemann ließ einen Korb zu uns herab, der das magere Frühstück enthielt. Wir versammelten uns darum, bedienten uns und liefen wieder auseinander. Plötzlich ertönte ein Schrei aus einer Ecke des Raumes.

»Seht, wer hier liegt!« rief ein Mann. »Anoos ist ermordet worden!«

10

Ja, Anoos war einem Mord zum Opfer gefallen, und es wurde ein großes Geschrei angestellt – ein weitaus größeres Geschrei, als der Tod eines einfachen Gefangenen gerechtfertigt hätte. Offiziere und Soldaten schwärmten in unserem Quartier aus. Sie fanden Anoos auf dem Rücken liegend, neben sich eine Flasche Wein. Die Male an seinem Hals zeigten, daß ihm kräftige Finger die Kehle zugeedrückt hatten.

Gleich darauf wurden wir an Deck zusammengetrieben und nach Waffen untersucht – unter dem persönlichen Kommando des Kapitäns. Er war sichtlich erregt und offenbar nicht ganz frei von Angst. Er befragte uns einzeln, und als ich an der Reihe war, erzählte ich ihm nicht, was ich in der Nacht gehört hatte; ich sagte ihm nur, daß ich auf der anderen Seite des Raumes fest geschlafen hätte.

»Warst du irgendwie mit dem Toten bekannt?« fragte er.

»Nicht mehr als mit den anderen Gefangenen«, erwiderte ich.

»Aber du bist mit einigen sehr gut bekannt«, sagte er mit seltsamer Betonung. »Hast du jemals mit dem Mann gesprochen?«

»Ja, er hat sich öfter mit mir unterhalten.«

»Worüber?«

»Vor allem über seinen Haß auf die Thoristen.«

»Aber er war doch ein Thorist!« rief der Kapitän.

Ich wußte, daß er mich dazu verleiten wollte, eine voreilige Äußerung über mein persönliches Mißtrauen gegenüber Anooos zu machen, aber ich durchschaute seinen Trick. »Das hätte ich nach unserem Gespräch aber auf keinen Fall angenommen«, erwiderte ich. »Wenn er ein Thorist gewesen ist, dann muß er ein Verräter gewesen sein, denn er versuchte mich ständig für seinen Plan zu interessieren. Offensichtlich hatte er vor, das Schiff zu übernehmen und sämtliche Offiziere zu ermorden. Wie ich annehme, hat er auch andere in dieser Weise angesprochen.« Ich sprach so laut, daß mich alle hören konnten. Wenn genügend Männer das gleiche erzählten, konnten wir die Offiziere vielleicht davon überzeugen, daß Anooos' Verschwörungsbericht frei erfunden war und seinem Streben nach Anerkennung entsprang – was bei Spionen recht oft vorkommen soll.

»Hat er irgendwelche Gefangenen dazu bringen können, ihm zu helfen?« fragte der Kapitän.

»Ich glaube nicht. Wir haben ihn jedenfalls ausgelacht.«

»Hast du eine Ahnung, wer ihn ermordet haben könnte?«

»Wahrscheinlich irgendein Patriot, der den Verräter bestrafen wollte«, log ich.

Im weiteren Verlauf des Verhörs konnte ich zu meiner Freude feststellen, daß die anderen Soldaten der Freiheit meinen Hinweis verstanden hatten; fast alle berichteten davon, daß Anoos sie in seine Pläne hatte verstricken wollen, was sie natürlich weit von sich gewiesen hatten.

Als der Kapitän seine Untersuchung beendete, war er weiter von der Wahrheit entfernt als vorher; denn ich bin sicher, daß er aus unseren Antworten die Oberzeugung gewann, daß Anoos' Bericht ein Lügenmärchen gewesen war. Während der Durchsuchung hatte ich in der ständigen Angst geschwebt, daß der Schlüssel zur Waffenkammer gefunden werden könnte. Aber wie uns Kiron später sagte, hatte er das kostbare Stück noch in der Nacht in seinem Haar befestigt, wo es natürlich übersehen wurde.

Der amtorische Tag besteht aus 26 Stunden, 56 Minuten und vier Sekunden irdischer Zeitrechnung und ist in zwanzig Te eingeteilt. Der Einfachheit halber werde ich diese Zeiteinheit ebenfalls Stunde nennen,

obwohl sie natürlich fast 81 irdische Minuten lang ist. An Bord des Schiffes wurde der Stundenschlag von einem Trompeter verkündet, wobei jede Tagesstunde eine eigene Tonfolge hatte. Der Beginn der ersten Stunde fällt mit dem Sonnenaufgang zusammen, und um diese Zeit werden auch die Gefangenen geweckt und mit Frühstück versorgt. Vierzig Minuten später beginnt die Arbeit, die etwa bis zur zehnten Stunde dauert. Wenn unsere Wächter gut gelaunt waren, durften wir auch schon um neun oder gar um acht aufhören.

Am heutigen Tag kam unser Geheimbund in der Mittagspause zusammen, und da ich mich für ein sofortiges Handeln entschieden hatte, gab ich Anweisung, daß wir losschlagen würden, wenn der Trompeter die siebente Stunde ankündigte. Im gleichen Augenblick sollten sämtliche Verschwörer, die sich gerade in der Nähe aufhielten, die Waffenkammer stürmen – unter Führung Kiron's, der die Tür aufschließen mußte, falls das erforderlich werden sollte.

Die übrigen erhielten den Befehl, alle erreichbaren Soldaten anzugreifen und dabei als Waffe zu benutzen, was ihnen in die Finger kam. Fünf von uns sollten sich um die Offiziere kümmern. Die Hälfte unserer kleinen Streitmacht war angewiesen, ständig unseren Schlachtruf: »Für die Freiheit!« auszusto-

ßen, während die übrigen Gefangene und Soldaten überreden mußten, sich uns anzuschließen.

Es war ein verrückter Plan, der unserer Verzweiflung entsprang.

Ich hatte die siebente Stunde gewählt, weil die meisten Offiziere zu dieser Zeit bei einem leichten Mahl in der Messe saßen. Wir hätten unseren Aufstand lieber in der Nacht begonnen, fürchteten jedoch, daß man uns wieder einsperren würde. Außerdem hatte uns die Erfahrung mit Anoos gelehrt, daß unser Plan jeden Augenblick von einem anderen Spion verraten werden konnte. Wir hatten also keine Zeit zu verlieren.

Ich muß gestehen, daß ich in den Stunden vor dem Aufstand ziemlich aufgeregt war. Von Zeit zu Zeit musterte ich die anderen Mitglieder unseres kleinen Bundes und glaubte auch hier und da Anzeichen von Nervosität zu entdecken, während andere ihrer Arbeit nachgingen, als wäre nichts geschehen. Auch Zog schien völlig ruhig zu sein. Er arbeitete in meiner Nähe und blickte nicht ein einzigesmal zum Decksturm auf, von dem aus der Trompeter bald die schicksalsvollen Töne blasen würde. Niemand hätte vermuten können, daß Zog den Plan hatte, die Soldaten in seiner Nähe zu überwältigen, und daß er in der letzten Nacht einen Mann umgebracht hatte. Er polierte einen Kanonenlauf und sumnte leise vor sich hin.

Gamfor und glücklicherweise auch Kiron waren heute auf dem Hinterschiff eingesetzt und schrubbten das Deck, und ich stellte fest, daß sich Kiron immer näher an die Tür zur Waffenkammer heranarbeitete. Wie sehr ich mich nach dem Beistand Kamlots sehnte! Er hätte uns sehr helfen können. Aber in seiner Küche wußte er nichts von unserem Plan.

Ich sah zu Zog hinüber, und unsere Blicke begegneten sich. Langsam schloß er das linke Auge. Endlich hatte er mir ein Zeichen gegeben, daß er auf der Hut war, und ich fühlte mich plötzlich viel besser. Aus irgendeinem Grunde war ich mir in der letzten halben Stunde sehr einsam vorgekommen.

Der entscheidende Augenblick rückte heran. Ich näherte mich meinem Wächter, so daß ich schließlich fast vor ihm stand, wobei ich mich allerdings abgewendet hatte. Ich wußte genau, was ich tun wollte und daß ich nicht versagen würde. Der Mann hinter mir ahnte nichts davon, daß er in Minuten oder gar Sekunden regungslos am Deck liegen und daß sein Gefangener die Waffen tragen und benutzen würde, die er noch am Gürtel hatte.

Ich hatte den Aufbauten den Rücken zugewendet und konnte den Trompeter also nicht sehen, wenn er seine Position einnahm. Allerdings wußte ich, daß es jetzt nicht mehr lange dauern konnte. Als

dann der erste Ton über das Deck schallte, fuhr ich dennoch zusammen, als hätte ich nicht mehr damit gerechnet – die Reaktion nach einer langen Periode nervöser Anspannung.

Die Nervosität beeinträchtigte jedoch meine Muskelreflexe nicht. Kaum war der erste Ton aufgeklungen, als ich auch schon herumwirbelte und meine rechte Faust schwingen ließ, die den überraschten Wächter direkt am Kinn traf. Der Bursche stürzte lautlos zu Boden. Ich bückte mich gerade, um seine Waffen an mich zu nehmen, als um mich die Hölle losbrach. Wildes Schreien und Stöhnen, schrill übertönt von dem Kriegsschrei der Soldaten der Freiheit tönte über das Deck – meine Truppe hatte zugeschlagen, und sie fand ihr Ziel.

Zum erstenmal hörte ich auch das Zischen amtorischer Feuerwaffen, ein unheimliches Geräusch. Ich hatte dem Wächter Schwert und Pistole abgenommen, ohne mir die Zeit zu lassen, auch seinen Gürtel abzuschnallen. Vor mir spielte sich jetzt die Szene ab, auf die ich so lange gewartet hatte. Ich sah, wie der mächtige Zog einem Soldaten die Waffen entriß und den Mann dann über Bord warf. Offensichtlich hatte er keine Zeit für Bekehrungsversuche.

Vor der Tür zur Waffenkammer hatte sich ein Kampf entwickelt. Unsere Männer versuchten einzudringen, stießen jedoch auf heftige Gegenwehr.

Ich rannte hinüber und wurde plötzlich von einem Soldaten aufgehalten, der mich mit seiner Pistole bedrohte. Entweder war er nervös oder ein sehr schlechter Schütze; jedenfalls verfehlte er mich. Ich richtete die erbeutete Pistole auf ihn und drückte den Hebel hinunter. Auf der Brust des Mannes erschien ein Loch, und er sank zu Boden.

Die Männer an der Tür zur Waffenkammer hatten sich inzwischen auf ein Handgemenge eingelassen, und Freund und Feind waren nicht mehr zu unterscheiden, so daß niemand Schußwaffen einzusetzen wagte. Ich stürzte mich in das Getümmel. Einem riesigen Soldaten, der soeben Honan erstechen wollte, rammte ich mein Schwert in den Rücken und packte einen zweiten am Haarschopf und zog ihn von der Tür fort. Es lag mir weniger daran, an dem Kampf teilzunehmen, als in die Kammer zu gelangen und Kiron zu helfen.

Die ganze Zeit über brüllten meine Männer: »Für die Freiheit!« und drängten die Soldaten, sich uns anzuschließen. Soweit ich beurteilen konnte, hatten sich die Gefangenen schon ausnahmslos auf unsere Seite geschlagen. Ein anderer Soldat versperrte mir den Weg, und ich wollte ihn schon zurückstoßen, als ich hörte, wie er unseren Kampfruf brüllte und einem Mann den Dolch ins Herz stieß. Hier war endlich ein Soldat, der für unsere Sache kämpfte! Wie ich

damals noch nicht wußte, hatten wir bereits viele seiner Kameraden auf unsere Seite ziehen können.

Als ich die Kammer schließlich erreichte, war Kiron schon eifrig damit beschäftigt, Waffen auszugeben. Viele Meuterer begannen bereits durch die Fenster hereinzuklettern, um sich zu bewaffnen, und Kiron teilte freizügig Schwerter und Pistolen aus und gab die Anweisung, die Waffen auf Deck weiterzugeben.

Als ich mich überzeugt hatte, daß hier alles in Ordnung war, suchte ich mir eine Handvoll Männer und kletterte zum Oberdeck hinauf, von wo die Offiziere in die Menge der Meuterer schossen – und nicht nur auf die Meuterer, sondern auch auf ihre eigenen Leute. Dieses herzlose und dumme Vorgehen trug dazu bei, daß sich viele Männer unserem Kampf anschlossen. Der erste, den ich auf dem Oberdeck zu sehen bekam, war Kamlot, der ein Schwert in der einen und eine Pistole in der anderen Hand trug und mir kurz zulächelte, als er mich erkannte. Es tat meinem Herz unendlich wohl, endlich wieder mit meinem Freund zusammen zu sein, und gemeinsam gingen wir gegen unsere Gegner vor.

Etliche Offiziere waren bereits gefallen, und die Überlebenden wandten sich zur Flucht und versuchten das oberste Deck zu erreichen. Hinter uns versuchten zwanzig Männer, es ihnen gleichzutun, um oben reinen Tisch zu machen, und weitere folgten von unten nach. Kamlot und ich wollten den Sturm

auf die letzte Bastion der Offiziere anführen, aber die fluchenden und schreienden Meuterer überholten uns einfach und stürzten sich auf die verhaßten Gegner.

Die Männer waren völlig außer Rand und Band, und da sie zum größten Teil nicht unserem Geheimbund angehörten, hatten sie auch keinen Führer. Jeder kämpfte für sich allein. Ich hatte die Offiziere schützen wollen, aber jetzt stand ich der blutigen Orgie, die sich vor meinen Augen abspielte, hilflos gegenüber.

Die Offiziere, die mit dem Rücken zur Wand um ihr Leben kämpften, töteten manchen Meuterer, aber sie waren zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen. Fast jeder einfache Soldat oder Seemann schien einen Groll gegen diesen oder jenen Offizier oder gegen den Offiziersstand allgemein zu hegen, und die Angreifenden stürmten wie Furien immer wieder gegen den letzten Stützpunkt der Autorität, den großen Turm, an.

Jeder getötete oder verletzte Offizier wurde über die Reling auf das darunterliegende Deck und von dort auf das Hauptdeck geworfen. Die Männer ganz unten schleuderten ihn schließlich ins Meer hinaus.

Endlich gelang den Meuterern auch die Eroberung des Turms. Der Kapitän war der letzte, den man ans Tageslicht zog. Er hatte sich in einem Schrank in seiner Kabine versteckt. Bei seinem Anblick erhob sich ein Schrei des Hasses, wie ich ihn in meinem

ganzen Leben nicht wieder hören möchte. Kamlot und ich standen im Hintergrund und wurden zu hilflosen Zeugen dieses Infernos. Wir mußten mitansehen, wie der Kapitän förmlich in Stücke gerissen und in das Meer geworfen wurde.

Mit seinem Tod war der Kampf vorüber. Das Schiff war in unserer Hand. Mein Plan war zwar Wirklichkeit geworden, doch mich bedrängte plötzlich die Erkenntnis, daß ich hier vielleicht eine Macht heraufbeschworen hatte, die ich nicht meistern konnte. Ich berührte Kamlot am Arm. »Komm mit«, sagte ich und stieg zum Hauptdeck hinab.

»Wer hat die Meuterei angezettelt?« fragte Kamlot, während wir uns durch die erregten Männer drängten.

»Die Meuterei war mein Plan«, erwiderte ich, »nicht aber das Massaker. Jetzt müssen wir Ruhe und Ordnung wiederherstellen.«

»Wenn das überhaupt möglich ist«, sagte er düster.

Auf dem Weg zum Hauptdeck bat ich einige Mitglieder unseres Freiheitsbundes, mir zu folgen, und als ich mein Ziel erreicht hatte, versammelte ich sie um mich. Unter den Meuterern hatte ich den Trompeter entdeckt, der unwissentlich das Signal für den Aufstand gegeben hatte, und ich ließ ihn den Ruf zum Sammeln blasen. Ob man dem

Signal gehorchen würde, wußte ich nicht, aber die Macht der Gewohnheit war so groß, daß die Männer sofort aus allen Teilen des Schiffes herbeiströmten. Umgeben von meinen Getreuen, bestieg ich dann eine Kanone und verkündete, daß die Soldaten der Freiheit das Schiff übernommen hätten und daß jeder, der uns begleiten wollte, dem Vookor unseres Bundes zu gehorchen hätte. Alle anderen würden wir an der Küste absetzen.

»Wer ist der Vookor?« fragte ein Soldat, in dem ich einen der Kämpfer erkannte, der gegen die Offiziere besonders rücksichtslos vorgegangen war.

»Ich«, erwiderte ich.

»Einer von uns müßte der Vookor sein«, knurrte er.

»Carson hat den Aufstand geplant und zum Erfolg geführt!« brüllte Kiron. »Carson ist unser Vookor.«

Aus den Kehlen meiner Getreuen und hundert neuer Anhänger erscholl ein Schrei der Zustimmung, aber es gab auch viele, die den Mund nicht aufmachten oder sich leise mit ihren Nachbarn unterhielten. Zu ihnen gehörte Kodj, der Soldat, der Einwände gegen meine führende Rolle vorgebracht hatte, und ich sah, daß sich einige Leute bereits um ihn sammelten.

»Wir kommen nicht darum herum, dieses Schiff irgendwie zu steuern«, sagte ich, »unabhängig davon,

wer es befiehlt. Wenn meine Rolle als Vookor noch in Frage gestellt ist, können wir später darüber sprechen. Bis dahin führe ich das Kommando. Kamlot, Ganfor, Kiron, Zog und Honan sind meine Leutnants und werden das Schiff zusammen mit mir führen. Alle Waffen werden sofort an Kiron zurückgegeben; von dieser Anweisung sind nur diejenigen ausgenommen, die zum regelmäßigen Wachdienst eingeteilt sind.«

»Niemand wird *mich* entwaffnen!« dröhnte Kodj. »Ich habe ein Recht, Waffen zu tragen! Wir sind jetzt frei, und ich lasse mir von niemandem etwas befehlen!«

Zog, der sich von hinten an ihn herangeschlichen hatte, packte ihn mit einer mächtigen Hand am Hals und riß ihm mit der anderen den Waffengürtel von den Hüften. »Du läßt dir vom neuen Vookor befehlen, oder du gehst über Bord«, knurrte er, ließ den Mann frei und gab die Waffen an Kiron weiter.

Einen Augenblick lang herrschte spannungsgeladene Stille.

Doch dann lachte plötzlich jemand auf und äffte Kodj nach: »Mich entwaffnet niemand!« Ein allgemeines, befreiendes Gelächter bannte die Gefahr, in der wir einen Moment geschwebt hatten. Kiron, der den Augenblick für günstig hielt, erinnerte die

Männer noch einmal daran, zu ihm zu kommen und ihre Waffen abzugeben.

Es sollte noch fast eine Stunde dauern, bis auch nur ein Anschein der früheren Ordnung wiederhergestellt war. Kamlot, Gamfor und ich hatten uns in den Navigationsraum zurückgezogen. Unser Begleitschiff lag fern am Horizont, und wir besprachen die Maßnahmen, die zu treffen waren, um es zu kapern und Duare und die anderen vepajanischen Gefangenen zu befreien. Ich hatte mich von Anfang an mit dem Gedanken getragen, auch das zweite Schiff in unsere Gewalt zu bekommen, aber nachdem wir die Männer beruhigt und die Ordnung notdürftig wiederhergestellt hatten, war es Kamlot gewesen, der darauf zu sprechen kam. Gamfor bezweifelte jedoch sehr, daß sich unsere Absicht durchführen ließ.

»Die Männer sind an dem Wohlergehen von Vepajern nicht interessiert«, machte er uns klar, »und ihnen wird der Gedanke, ihr Leben und ihre neugewonnene Freiheit aufs Spiel zu setzen, wenig gefallen – noch dazu für ein Unternehmen, das ihnen nichts bedeutet.«

»Wie denkst du persönlich darüber?« fragte ich ihn.

»Ich stehe unter deinem Befehl«, erwiderte er, »und werde alles tun, was du sagst. Aber ich bin nur ein einzelner. Du müßtest dich mit allen absprechen.«

»Ich werde mich nur mit meinen Offizieren absprechen«, erwiderte ich, »die anderen erhalten meine Befehle.«

»So muß es auch sein«, sagte Kamlot erleichtert.

»Informiert die anderen Offiziere, daß wir die SOVONG bei Morgengrauen angreifen.«

»Aber wir dürfen nicht auf sie feuern«, wandte Kamlot ein, »damit wir Duare nicht gefährden!«

»Ich will das Schiff entern«, erwiderte ich. »Bei Tagesanbruch wird sich nur die Wache an Deck aufhalten. Während unserer Reise sind die beiden Schiffe schon zweimal dicht zusammengekommen, so daß unsere Annäherung keinen Verdacht erwecken wird. Die Entermannschaft besteht aus hundert Männern, die sich versteckt halten, bis das Kommando gegeben wird; die beiden Schiffe werden sich dann dicht nebeneinander befinden. Normalerweise ist die See frühmorgens sehr ruhig; wenn wir allerdings stürmisches Wetter haben sollten, müssen wir den Angriff auf einen anderen Tag verschieben.

Ermahnt die Männer, daß es diesmal keine blutige Schlächterei geben soll. Niemand darf umgebracht werden, der sich nicht wehrt. Wir werden die Waffen und einen Großteil der Vorräte der SOVONG zu uns an Bord der SOFAL nehmen – und natürlich die vepajanischen Gefangenen.«

»Und was hast du dann vor?« fragte Gamfor.

»Darauf komme ich noch«, antwortete ich, »aber zunächst möchte ich mir über die Stimmung der Männer an Bord Klarheit verschaffen. Du wirst zusammen mit Kamlot die anderen Offiziere über meine Pläne informieren, wie ich sie bisher beschrieben habe. Dann könnt ihr die anderen Mitglieder unseres Bundes zusammenrufen und sie ebenfalls in Kenntnis setzen. Sie sollen die Neuigkeit auf dem Schiff verbreiten und dir die Namen aller Männer mitteilen, die dem Plan nicht zustimmen. Diese Männer werden wir später an Bord der SOVONG zurücklassen. Zur elften Stunde soll die Mannschaft auf dem Hauptdeck zusammenkommen. Ich werde dann mein Vorhaben in allen Einzelheiten erklären.«

Nachdem mich Kamlot und Gamfor verlassen hatten, um meine Befehle auszuführen, kehrte ich in den Navigationsraum zurück. Die SOFAL, die sich jetzt mit erhöhter Geschwindigkeit bewegte, begann die SOVONG einzuholen – allerdings nicht so schnell, daß man auf dem anderen Schiff Verdacht schöpfen konnte. Ich war sicher, daß an Bord der SOVONG noch nichts über unseren Aufstand bekannt war. Unsere Meuterei war zu plötzlich ausgebrochen, als daß die Offiziere Signale hätten setzen können.

Als die elfte Stunde heranrückte, bemerkte ich kleine Gruppen von Männern, die sich überall auf

dem Hauptdeck bildeten und offensichtlich die Informationen besprachen, die ihnen die Soldaten der Freiheit zugetragen hatten. Aus einer Gruppe, die sichtlich größer war als die anderen, tönte die aufwieglerische Stimme eines Mannes, in dem ich Kodj erkannte. Ich hatte von Anfang an gewußt, daß er ein Unruhestifter war, obwohl ich noch nicht wußte, wieviel Einfluß er hatte. Auf jeden Fall würde er ihn gegen mich geltend machen. Ich hoffte, daß sich unsere Wege trennen würden, wenn wir die SOVONG erobert hatten.

Als die Trompete die elfte Stunde verkündete, kamen die Männer schnell zusammen, und ich stieg die Treppe hinab, um meine Ansprache zu halten. Ich stellte mich so, daß ich sie nur um Haupteslänge überragte. Die meisten waren ruhig und schienen gespannt zu sein. Nur einige Männer murrten und tuschelten miteinander.

»Bei Tagesanbruch werden wir die SOVONG entern«, begann ich. »Ihr werdet die Befehle von euren unmittelbaren Vorgesetzten bekommen. Ich möchte jedoch an dieser Stelle eine Anordnung noch einmal besonders betonen – unnötiges Morden wird nicht geduldet! Wenn wir das Schiff erobert haben, werden wir Vorräte, Waffen und Gefangene hier an Bord nehmen, und anschließend diejenigen von euch an Bord der SOVONG bringen, die hier unter meinem Kommando nicht bleiben möchten

– und auch jene, die wir nicht mehr bei uns haben wollen.« Bei diesen Worten blickte ich Kodj und seine Gruppe an.

»Ich werde euch erklären, was ich anschließend vorhabe, damit sich jeder bis zum Tagesanbruch darüber klarwerden kann, ob er sich unserer Gemeinschaft anschließen will oder nicht. Wenn er es tut, werden wir von ihm erwarten, daß er unseren Befehlen gehorcht. Dann wird er auch an den Profiten unserer Reise teilhaben, wenn wir Profite erzielen. Der doppelte Zweck unserer Expedition ist es, thoristische Schiffe auszurauben und die unbekannten Landstriche Amtors zu erforschen, nachdem wir die vepajanischen Gefangenen in ihre Heimat zurückgebracht haben.

Es wird eine abenteuerliche Fahrt werden, die nicht ganz ungefährlich ist. Aus diesem Grunde kann ich keine Feiglinge an Bord gebrauchen, ebensowenig wie Unruhestifter. Ich bin sicher, daß wir bald reich sein werden – denn die thoristischen Schiffe sind vollbeladen mit Gütern aller Art, für die sich immer ein Markt findet. Wir Soldaten der Freiheit werden mit aller Kraft gegen die Tyrannei des Thorismus kämpfen.

Und jetzt kehrt in eure Quartiere zurück.

«

11

In dieser Nacht schlief ich nur wenig, denn meine Offiziere berichteten mir laufend über die Stimmung an Bord – was für mich von größter Wichtigkeit war. Offensichtlich war niemand gegen die Eroberung der SOVONG, wenn auch die Ansichten darüber auseinanderzugehen schienen, was wir später tun sollten. Einige wollten auf thoristischem Gebiet abgesetzt werden und sich nach Hause durchschlagen; und während die Mehrheit gerne helfen wollte, thoristische Schiffe auszurauben, erfüllte sie der Gedanke an eine Erforschung des unbekannten Landes mit Furcht. Andere wiederum schienen nicht damit einverstanden, daß wir die vepajanischen Gefangenen nach Hause bringen wollten, und schließlich gab es eine aktive und lautstarke Minderheit unter der Führung Kodjs, die darauf bestand, daß das Kommando des Schiffes in die Hände von Thoranern überging.

»Auf jeden Fall gibt es mindestens hundert Leute an Bord«, berichtete Gamfor, »auf die du dich verlassen kannst. Sie haben dich als ihren Führer akzeptiert und werden dir folgen und deinen Befehlen gehorchen.«

»Bewaffnet diese Männer«, befahl ich, »und bringt die anderen unter Deck, bis wir die SOVONG erobert haben. Was ist mit den Klangan? Sie haben an dem Aufstand nicht teilgenommen. Sind sie für oder gegen uns?«

Kiron lachte. »Sie haben bisher keinen Befehl in der einen oder anderen Richtung erhalten«, sagte er. »Sie besitzen keine eigene Initiative. Solange sie nicht von so primitiven Instinkten wie Hunger, Liebe oder Haß getrieben werden, tun sie nichts ohne die Befehle eines Vorgesetzten.«

»Und es ist ihnen egal, wer ihr Herr ist«, schaltete sich Zog ein. »Sie dienen ihm treu, bis er stirbt oder sie verkauft oder verschenkt. Anschließend sind sie dem neuen Herrn ebenso ergeben.«

»Man hat ihnen erzählt, daß du ihr neuer Herr bist«, sagte Kamlot, »und sie werden dir gehorchen.«

Da es nur fünf Vogelmenschen an Bord gab, hatte mich ihre Haltung nicht sonderlich interessiert; es freute mich jetzt zu erfahren, daß sie wenigstens nicht feindlich eingestellt waren.

Als die zwanzigste Stunde anbrach, ließ ich die hundert Männer zusammenrufen, auf die ich mich verlassen konnte. Sie sollten sich im unteren Deckshaus verstecken. Die anderen waren zuvor unter Deck verbannt worden, was nur deshalb ohne

eine zweite Meuterei abgegangen war, weil wir sie zuvor entwaffnet hatten.

In der Nacht hatten wir uns der ahnungslosen SOVONG weiter genähert und waren jetzt nur noch hundert Meter backbord hinter ihr. Steuerbord voraus konnte ich sie als dunklen Schatten im Glanz der mondlosen amtorischen Nacht erkennen. Ihre Laternen waren weiße und farbige Lichtpunkte in der Dunkelheit, und die Männer der Wache ließen sich nur undeutlich erkennen.

Immer näher schlich sich die SOFAL an ihre Beute heran. Ein Soldat der Freiheit, der in der thoristischen Marine als Offizier gedient hatte, stand am Ruder; auf Deck hielt sich nur die Wache auf. Im unteren Deckshaus saßen und standen dichtgedrängt hundert Männer und warteten auf mein Kommando. Ich stand im Navigationsraum neben Honan, der die SOFAL kommandieren sollte, während ich die Entermannschaft führte. Nach einem Blick auf die Uhr flüsterte ich ihm etwas zu, und er bewegte einen Hebel. Daraufhin kam die SOFAL ihrem Schwesterschiff noch ein wenig näher. Schließlich gab ich das Kommando, und der Rudergänger wirbelte sein Rad herum.

Ich hastete die Leiter zum Hauptdeck hinab und gab Kamlot das Signal, der in der Tür zum Deckshaus stand. Die beiden Schiffe lagen jetzt dicht nebeneinander, und man konnte den

Zwischenraum bereits überspringen. Die See war ruhig.

Der wachhabende Offizier der SOVONG rief uns zu: »Was soll das? Macht, daß ihr wegkommt!«

Ich antwortete nicht, sondern nahm einen Anlauf und sprang an Deck des anderen Schiffes, gefolgt von hundert schweigenden Männern. Es gab kein Geschrei, und der Lärm beschränkte sich auf das Fußgetrappel und das leise Klirren unserer Waffen.

Hinter uns gruben sich die Enterhaken in die Wandung der SOVONG. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Ich überließ Kamlot das Kommando auf dem Hauptdeck und stürmte mit einem Dutzend Männer auf das Turmdeck, während sich Kiron mit seinen Leuten um das zweite Deck kümmerte, auf dem die meisten Offiziere untergebracht waren.

Ehe der wachhabende Offizier seine Verblüffung überwinden konnte, hatte ich schon meine Pistole auf ihn gerichtet. »Bleib ruhig«, sagte ich, »und dir geschieht nichts!« Ich wollte möglichst viele Gefangene machen, ehe der Alarm ausgelöst wurde, und hatte daher meine Leute zum Schweigen verurteilt. Diesmal sollte es nicht zu einem Blutbad kommen. Ich entwaffnete den Mann und überließ ihn der Obhut meiner Begleiter; dann machte ich mich auf die Suche nach dem Kapitän, während

sich zwei meiner Leute um den Rudergänger kümmerten.

Der Kapitän griff gerade nach seinen Waffen, als ich in seine Kabine eindrang. Der unvermeidliche Lärm hatte ihn geweckt. Ich schlug ihm die Pistole aus der Hand, aber er trat mit abwehrend erhobenem Schwert einen Schritt zurück, und so standen wir uns einen Augenblick gegenüber.

»Ergib dich«, sagte ich, »und es wird dir nichts geschehen.«

»Wer bist du?« fragte er. »Und woher kommst du?«

»Ich war Gefangener an Bord der SOFAL«, erwiderte ich, »aber jetzt bin ich ihr Kapitän. Wenn du unnötiges Blutvergießen vermeiden willst, kommst du mit mir an Deck und befehlst deinen Leuten, sich zu ergeben.«

»Und was dann?« fragte er. »Warum seid ihr an Bord gekommen, wenn ihr uns nicht umbringen wollt?«

»Wir wollen nur Vorräte, Waffen und die vepapanischen Gefangenen«, erwiderte ich.

Plötzlich tönte draußen das Zischen von Strahlwaffen.

»Ich denke, es soll kein Blutvergießen geben!« schnappte er.

»Wenn du es aufhalten willst, brauchst du nur nach draußen zu gehen und den Befehl zu geben!«

»Ich glaube dir nicht!« schrie er. »Du versuchst mich hereinzulegen!« Und er attackierte mich mit seinem Schwert.

Ich wollte ihn nicht kaltblütig erschießen und parierte daher seinen Angriff mit meiner Klinge. Der Vorteil war auf seiner Seite, da ich mich noch immer nicht recht an das amtorische Schwert gewöhnt hatte. Allerdings hatte ich eine größere Reichweite und war stärker als er. Außerdem kannte ich einige Fechttricks, die ich in Deutschland gelernt hatte.

Das amtorische Schwert ist vor allen Dingen eine Schneidwaffe, und da es seinen Schwerpunkt in der Nähe der Spitze hat, erscheint es für die Verteidigung weniger geeignet. Ich hatte daher Mühe, mich der heftigen Angriffe des Amtoriers zu erwehren. Er erkannte bald, daß er es mit einem Neuling zu tun hatte und drängte heftig auf ein schnelles Ende des Kampfes. Ich begann zu bedauern, daß ich mich auf die Auseinandersetzung eingelassen hatte. Aber jetzt war es zu spät. Der Bursche hielt mich derart in Atem, daß ich nicht mehr nach meiner Pistole greifen konnte.

Er zwang mich zum Rückzug und trieb mich durch den Raum, bis er sich zwischen mich und die Tür geschoben hatte. Nachdem er mich auf

diese Weise in eine Position laviert hatte, aus der es keinen Ausweg gab, machte er sich systematisch daran, mich zu erledigen. Ich kämpfte um mein Leben; seine Attacken waren so schnell, daß ich nicht zum Atemholen kam und keinen Gegenangriff einleiten konnte. In den ersten zwei Minuten der Begegnung brachte ich auf diese Weise keinen einzigen Hieb an.

Ich fragte mich, was aus meinen Begleitern geworden war, aber der Stolz verbat es mir, um Hilfe zu rufen; auch sollte ich später erfahren, daß sie mir nicht hätten helfen können, weil sie selbst alle Hände voll zu tun hatten.

Mein Gegner entblöste die Zähne zu einem grimmigen Lächeln und griff unbarmherzig an. Er schien sich seines Sieges sicher zu sein. Das Klingen unserer Schwerter übertönte alle anderen Geräusche außerhalb unserer Kabine; ich hätte nicht sagen können, ob der Kampf draußen inzwischen zu Ende gegangen war oder nicht. Dabei machte ich mir klar, daß ich darüber eigentlich Bescheid wissen mußte – daß ich sogar verantwortlich war für die Geschehnisse an Bord der SOVONG. Ich mußte zu meinen Männern!

Diese Überlegung spornte mich zu neuen Anstrengungen an. Immerhin ging es nicht nur um mein Leben. Ich mußte meinen Gegner irgendwie vernichten – und zwar sofort.

Er hatte mich inzwischen praktisch an die Wand gedrängt, und seine Schwertspitze hatte mir auch schon einigemale die Haut geritzt. Obwohl es sich nur um kleine Schrammen handelte, lief mir das Blut über den Körper. Plötzlich setzte er zu einem gewaltigen Sprung an; auch er schien den Kampf schnell beenden zu wollen – aber diesmal wich ich nicht zurück. Ich parierte seinen Hieb, so daß sein Schwert an meiner rechten Körperseite entlangfuhr; aus der Abwehrbewegung heraus zog ich meine Waffe zurück und stieß sie ihm, ehe er sich wieder fangen konnte, tief ins Herz.

Er sank zu Boden; ich zog sofort mein Schwert heraus und verließ die Kabine. Der Kampf hatte nur wenige Minuten gedauert, obwohl es mir viel länger vorgekommen war, und in der Zwischenzeit hatte sich die Szene an Bord der SOVONG gewandelt. Die oberen Decks waren völlig in unserer Hand; einer unserer Männer bediente das Ruder und ein anderer die Kontrollen. Nur auf dem Vorschiff wurde noch gekämpft, wo einige Offiziere der SOVONG mit ihren Männern verzweifelt Widerstand leisteten. Als ich den Kampfplatz erreichte, war die Entscheidung bereits gefallen; Kamlot hatte die Offiziere überzeugen können, daß man sie am Leben lassen würde, und sie hatten sich ergeben. Die SOVONG gehörte uns. Die SOFAL hatte ihre erste Prise genommen.

Ich wurde von meinen erregten Kriegern mit sichtlicher Begeisterung begrüßt. Dabei muß ich einen traurigen Anblick geboten haben – meine Wunden bluteten noch immer –, aber die Männer störte das nicht – im Gegenteil. Ich erfuhr später, daß meine Abwesenheit während des Kampfes bemerkt worden war und einen schlechten Eindruck hinterlassen hatte, aber als man dann die Kampfspuren an mir entdeckte, war meine Position wieder gefestigt. Die drei kleinen Kratzer erwiesen sich als sehr wertvoll für mich, da die psychologische Wirkung des Blutes, das sie verströmten, beträchtlich war.

Wir trieben unsere Gefangenen zusammen und entwaffneten sie. Kamlot machte sich mit einer kleinen Gruppe Männer daran, die vepajanischen Gefangenen zu befreien und an Bord der SO-FAL bringen zu lassen. Es handelte sich fast ausschließlich um Frauen, die ich allerdings zunächst nicht zu Gesicht bekam, weil ich mit anderen Dingen beschäftigt war. Ich konnte mir jedoch vorstellen, wie sehr sich Kamlot und Duare darüber freuen würden, nun wieder zusammen zu sein.

Hastig ließen wir alle tragbaren Waffen von der SOVONG auf unser Schiff bringen – eine Aufgabe, die unter der Leitung Kiron von unseren Männern durchgeführt wurde. Gamfor übernahm es, mit einer Abteilung Gefangener einen Teil der reichlichen Vorräte auf die SOFAL zu bringen. Als das gesche-

hen war, gab ich den Befehl, sämtliche Kanonen der SOVONG ins Meer zu stürzen. Unsere letzte Handlung war sodann die Überführung der hundert unzufriedenen Seeleute von der SOFAL auf die SOVONG, die von den Leuten, mit denen sie es dort zu tun haben sollten, gar nicht erbaut waren – was ich ihnen nicht verdenken konnte. Viele baten mich, sie doch an Bord der SOFAL zu behalten, aber da ich bereits mehr Männer hatte, als für die Bedienung und Verteidigung des Schiffes eigentlich erforderlich waren, ließ ich mich nicht erweichen, zumal ich von jedem dieser Männer wußte, daß er sich irgendwie negativ über unsere Pläne geäußert hatte.

Seltsamerweise war Kodj mein hartnäckigster Bittsteller. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre vor mir auf die Knie gesunken, um seiner Bitte Nachdruck zu verleihen. Er versprach mir absolute Treue, aber ich hatte keine Lust, mich weiter mit ihm abzugeben. Als er merkte, daß ich mich nicht bewegen ließ, zeigte er seine wahre Natur und schwor im Namen seiner Vorfahren, daß er mit mir abrechnen würde, auch wenn es tausend Jahre dauern sollte.

An Bord der SOFAL zurückgekehrt, wurden die Enterhaken gelöst, und die beiden Schiffe trieben auseinander; die SOVONG setzte ihre Reise zu dem thoristischen Hafen fort, der von Anfang an ihr Ziel gewesen war, während die SOFAL Vepaja ansteuerte. Zum erstenmal hatte ich jetzt Gelegenheit, mich über

das Ausmaß unserer Verluste zu informieren, und stellte fest, daß wir nur vier Tote und einundzwanzig Verwundete zu beklagen hatten, während die Ausfälle auf der SOVONG viel größer gewesen waren.

In den nächsten Stunden beschäftigten wir uns damit, die Mannschaft der SOFAL neu zu organisieren, damit sie den Erfordernissen unseres Vorhabens gewachsen war. Daher kam ich erst am späten Nachmittag dazu, mich nach dem Wohlergehen der vepajanischen Gefangenen zu erkundigen, die wir gerettet hatten. Kamlot erwiderte, daß es ihnen den Umständen entsprechend gut ginge.

»Weißt du – die Gruppen, die Jagd auf Vepajer machen, haben Anweisung, die Frauen nach Thora zu bringen, ohne ihnen etwas anzutun«, erklärte er mir. »Sie sind für wichtigere Leute als einfache Schiffsoffiziere bestimmt, und das war ihre Rettung.

Duare hat mir jedoch gesagt, daß ihr der Kapitän der SOVONG trotzdem zu nahe getreten ist. Ich wünschte, ich hätte das gewußt – dann hätte ich mir den Burschen vorgenommen.« Kamlot schien ungewöhnlich erregt.

»Beruhige dich«, sagte ich, »Duare ist bereits gerächt.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe den Kapitän persönlich umgebracht.«

Er schlug mir mit der Hand auf die Schulter, und seine Augen leuchteten zufrieden. »Wieder hast du dir unendliche Verdienste um Vepaja erworben«, rief er. »Ich wünschte nur, ich hätte das Glück gehabt, den Kerl umzubringen und die Beleidigung auszulöschen, die meinem Land widerfahren ist; aber wenn ich schon nicht der Rächer sein konnte, so bin ich doch froh, daß du es warst und nicht irgendein anderer.«

Ich hatte den Eindruck, daß er die Angelegenheit viel zu ernst nahm und dem Verhalten des Kapitäns der SOVONG eine zu große Bedeutung beimaß; immerhin war dem Mädchen ja nichts geschehen. Aber dann fiel mir ein, daß die Liebe schon manchen Mann hatte wild werden lassen, wenn es um sein Mädchen ging.

»Naja, es ist ja alles vorüber«, sagte ich beruhigend, »und du hast deinen Schatz wieder.«

Er starrte mich entsetzt an. »Mein Schatz?« rief er. »Bei den Ahnen der Jongs! Willst du etwa behaupten, du wüßtest nicht, wer Duare ist?«

»Ich habe natürlich angenommen, daß sie das Mädchen ist, das du liebst!«

»Natürlich liebe ich sie«, sagte er, »ganz Vepaja liebt sie, denn sie ist die Tochter eines vepajanischen Jong!«

Hätte er das Erscheinen einer Göttin angekündigt – er hätte es nicht feierlicher und ehrfurchtgeboten-

der sagen können. Ich versuchte beeindruckt auszu-
sehen, um ihn nicht zu beleidigen.

»Wäre sie die Frau deiner Wahl gewesen«, sagte ich,
»hätte es mir kein größeres Vergnügen sein können,
an ihrer Rettung teilzuhaben.«

»Es ist nett, daß du das sagst«, erwiderte er, »aber
so solltest du zu keinem anderen Vepajer sprechen.
Der Jong und seine Familie sind unserem Volk
heilig.«

»Dann sollen sie natürlich auch mir heilig sein.«

»Übrigens habe ich dir eine Nachricht zu
übermitteln, die jeder Vepajer als hohe Ehre ansehen
würde. Duare möchte dich sehen und dir persönlich
danken. Ein solcher Besuch ist natürlich höchst
ungewöhnlich, aber unter den gegebenen Umständen
müssen wir die Gebräuche unseres Landes einmal
außer acht lassen. Über hundert Männer haben sie
nun schon gesehen, und viele haben sogar mit ihr
gesprochen – die meisten davon waren Feinde –, also
kann es nicht schaden, wenn sie nun auch mit ihren
Rettern und Freunden spricht.«

Ich verstand nicht recht, was er meinte, aber ich
stimmte ihm zu und sagte, daß ich der Prinzessin
noch vor Einbruch der Dunkelheit meine Reverenz
erweisen würde.

Den ganzen Tag über war ich sehr beschäftigt, und
wenn ich ehrlich sein soll, sah ich der Audienz mit

geringer Begeisterung entgegen, denn im Umgang mit königlichen Hoheiten war ich wenig erfahren. Aber um Kamlots Gefühle zu achten, wollte ich die Sache möglichst schnell hinter mich bringen, und ich näherte mich schließlich den Quartieren, die man Duare auf dem zweiten Deck zugewiesen hatte.

In Amtor klopft man nicht an eine Tür, wenn man Einlaß begehrt, sondern man pfeift. Dabei hat jeder ein ganz bestimmtes Zeichen. Als ich nun vor der Tür stand und meine Lippen spitzte, dachte ich nicht an die Prinzessin, die ich gleich kennenlernen sollte, sondern an ein anderes Mädchen in der Baumstadt Kooaad, in Vepaja. Überhaupt beschäftigte ich mich in Gedanken oft mit ihr. Ich hatte sie zwar nur zweimal gesehen und nur einmal mit ihr gesprochen, aber doch hatte mich die Liebe zu ihr spontan und unwiderruflich ergriffen.

Auf mein Signal antwortete eine leise Stimme. Ich trat ein und sah mich Duare gegenüber. Bei meinem Anblick weiteten sich ihre Augen, und sie errötete. »Sie!« rief sie.

Ich war nicht minder verblüfft – vor mir stand das Mädchen aus dem Garten des Jong!

12

Was für ein seltsamer Zufall! Vor Überraschung brachte ich einige Sekunden kein Wort heraus, und Duares Verwirrung war nur zu offensichtlich. *Was für ein seltsamer Zufall* – ein glücklicher seltsamer Zufall, wenigstens für mich.

Ich trat vor, und offensichtlich verrieten meine Augen mehr, als mir bewußt war, denn sie wich zurück, und das Rot auf ihrem Gesicht vertiefte sich.

»Berühren Sie mich nicht!« flüsterte sie. »Wagen Sie es nicht!«

»Habe ich Ihnen jemals ein Leid zugefügt?« fragte ich.

Diese Frage schien ihr das Selbstvertrauen wiederzugeben, und sie schüttelte den Kopf. »Nein«, gab sie zu, »das haben Sie nicht – jedenfalls nicht äußerlich. Ich habe nach Ihnen geschickt, um Ihnen für den Dienst zu danken, den Sie mir erwiesen haben; aber ich habe nicht gewußt, daß es sich um Sie handelt. Ich habe nicht gewußt, daß der Carson, der mich gerettet hat, derselbe ist, der...« Sie unterbrach sich und blickte mich flehend an.

»... derselbe ist, der Ihnen im Garten des Jong gesagt hat, daß er Sie liebt«, beendete ich den Satz.

»Nein, nicht!« rief sie. »Wissen Sie denn nicht, wie verbrecherisch eine solche Äußerung ist?«

»Ist es ein Verbrechen, Sie zu lieben?« fragte ich.

»Es ist ein Verbrechen, es mir zu sagen«, erwiderte sie stolz.

»Dann bin ich ein überführter Verbrecher«, erwiderte ich, »denn ich kann nicht anders – jedesmal wenn ich Sie sehe, muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie liebe.«

»Wenn das wirklich der Fall ist, dürfen Sie mich nicht wiedersehen, denn Sie dürfen niemals wieder so zu mir sprechen«, erwiderte sie entschieden. »Wegen Ihrer treuen Dienste will ich Ihnen Ihre Verfehlungen verzeihen; Sie dürfen sie aber nicht wiederholen.«

»Und was ist, wenn ich nichts dagegen tun kann?«

»Sie müssen sich zusammennehmen«, sagte sie nüchtern. »Immerhin geht es dabei um Ihr Leben!«

Ihre Worte verwirrten mich. »Ich begreife nicht, was Sie meinen.«

»Kamlot, Honan und überhaupt jeder Vepajer hier an Bord würde Sie sofort umbringen, wenn er

die Wahrheit wüßte«, erwiderte sie. »Der Jong – mein Vater – würde Sie vernichten lassen, wenn Sie nach Vepaja zurückkehren. Es hängt davon ab, wem ich es zuerst erzähle.«

Ich trat noch näher an sie heran und blickte ihr direkt in die Augen. »Ich glaube nicht, daß Sie jemand davon erzählen werden – niemals.«

»Warum nicht? Weshalb sind Sie so sicher?« Aber ihre Stimme zitterte.

»Weil Sie es wollen, daß ich Sie liebe«, forderte ich sie heraus.

Sie stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf. »Mit Ihnen ist ja nicht zu reden!« rief sie. »Verlassen Sie sofort meine Kabine. Ich will Sie niemals wiedersehen.«

Sie atmete heftig, in ihren schönen Augen blitzte es, und sie war mir sehr nahe. Mich überkam der Impuls, sie in die Arme zu nehmen, sie an mich zu drücken und ihre Lippen mit Küssen zu bedecken – aber mehr als alles andere wollte ich ihre Liebe, und so hielt ich mich zurück, aus Angst, daß ich zu weit gehen und die Chance verlieren könnte, jemals ihre Zuneigung zu gewinnen, die an der Schwelle zu ihrem Bewußtsein zu schweben schien. Seit dem ersten Augenblick, da ich sie im benachbarten Garten gesehen hatte, war mir ihr Interesse bewußt

gewesen, und ich spürte, daß es kein gewöhnliches Interesse war.

»Es tut mir leid, daß Sie mich praktisch ins Exil schicken wollen«, sagte ich, »denn ich bin der Meinung, daß ich das nicht verdiene. Aber natürlich muß ich die Regeln Ihrer Welt auch für mich gelten lassen. In der Welt, aus der ich komme, bedeutet es für jede Frau eine Ehre, von einem Mann geliebt zu werden – sofern sie nicht schon mit einem anderen verheiratet ist.« Dabei fiel mir eine Frage ein, an die ich schon längst hätte denken müssen. »Sind Sie etwa bereits einem anderen Mann versprochen?«

»Natürlich nicht!« schnappte sie. »Ich bin noch keine neunzehn.«

Ich wußte nicht, was das Alter mit der Frage zu tun hatte; doch ich freute mich, daß sie noch nicht siebenhundert Jahre alt war. Ich hatte oft über ihr Alter nachgedacht, obwohl es eigentlich nichts ausgemacht hätte, da die Menschen auf der Venus tatsächlich nicht älter sind, als sie aussehen.

»Gehen Sie jetzt endlich?« fragte sie. »Oder muß ich einen der Vepajer rufen und ihm sagen, daß Sie mich beleidigt haben?«

»Und daß er mich töten soll?« fragte ich. »Nein, Sie können mich nicht überzeugen, daß Sie das fertigbrächten!«

»Dann werde *ich* gehen«, sagte sie. »Denken Sie daran, daß Sie mich niemals wiedersehen oder mit mir sprechen dürfen.«

Mit diesem wenig erfreulichen Ultimatum verschwand sie im Nachbarraum. Das bedeutete das Ende unseres Gesprächs, denn ich konnte nicht gut folgen. Traurig wandte ich mich um und kehrte langsam in meine Kapitänskajüte zurück.

Als ich die Angelegenheit dort noch einmal überdachte, machte ich mir klar, daß ich mit meinem Werben nicht nur nicht weitergekommen war, sondern daß ich überhaupt auf ziemlich aussichtslosem Posten stand. Es schien eine unüberwindliche Barriere zwischen uns zu geben, deren Natur ich mir allerdings nicht erklären könnte. Ich glaube nicht, daß ich ihr völlig gleichgültig war – aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Immerhin hatte sie mir durch Wort und Tat eindeutig zu verstehen gegeben, daß sie nichts mit mir zu tun haben wollte. Es konnte kein Zweifel bestehen, ich war *persona non grata*.

Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – kam ich zu der Erkenntnis, daß unser zweites Gespräch, das länger gewesen war als das erste, meine Leidenschaft nur noch mehr entfacht hatte und mich in eine verzweifelte Situation brachte. Ihre Gegenwart an Bord der SOFAL war eine ständige Provokation, und ihre Weigerung, mich zu sehen,

war nur geeignet, meinen Wunsch nach einer neuen Begegnung immer stärker werden zu lassen. Ich war sehr unglücklich, und die ereignislose Rückreise nach Vepaja trug wenig dazu bei, meine Stimmung zu heben. Ich hoffte, daß wir bald ein anderes Schiff sighten würden, bei dem es sich in jedem Fall um ein feindliches Schiff handeln würde. Wir hatten uns mit der Eroberung der SOFAL die Möglichkeit geschaffen, den Feinden aller Vepajer Schaden zuzufügen, und obwohl uns Mintep noch nicht offiziell erlaubt hatte, für sein Land Schiffe zu kapern, glaubten wir uns doch im Recht. Ich dachte darüber nach, ob man uns unter den gegebenen Umständen als Piraten bezeichnen müßte, kam aber zu keinem Ergebnis. Gestört hätte es mich nicht.

Ein Name bedeutet eigentlich ziemlich viel. Der Name SOFAL hatte mir sofort gefallen, vielleicht weil er der Grundeinstellung der Entwicklung entsprach, die ich einzuschlagen begann – er bedeutete Töter. Das Verb ›töten‹ ist *fal*, und die Vorsilbe *so* entspricht unserer Nachsilbe *er*. Das amtorische Wort für verteidigen ist *vong*. *Sovong* bedeutet also ›Verteidiger‹. Das Schiff hatte allerdings seinem Namen keine Ehre gemacht.

In dem Bemühen, Duare zu vergessen, beschäftigte ich mich noch eine Zeitlang mit der amtorischen Namensbildung. Schließlich setzte sich

Kamlot zu mir, und ich beschloß ihm einige Fragen über amtorische Sitten und Gebräuche zu stellen, die den gesellschaftlichen Umgang zwischen Männern und Mädchen regelten. Er lieferte mir einen Anknüpfungspunkt, indem er mich fragte, ob ich mit Duare gesprochen hätte.

»Allerdings«, erwiderte ich. »Aber ich verstehe ihre Haltung nicht ganz. Offensichtlich schien sie es fast für ein Verbrechen zu halten, daß ich sie ansah.«

»Unter normalen Umständen wäre es auch ein Verbrechen«, sagte er, »aber wie ich dir schon sagte, haben die besonderen Umstände dazu geführt, daß einige überlieferte vepajanische Gebräuche zumindest vorübergehend unwirksam werden.

Die vepajanischen Mädchen sind mit zwanzig volljährig und dürfen erst dann eine Verbindung mit einem Mann eingehen. Diese Regel wird besonders scharf auf die Tochter eines Jong angewendet. Mit Ausnahme von Blutsverwandten und einigen wenigen, die eine Sonderstellung innehaben, darf sie vor ihrem zwanzigsten Geburtstag mit keinem Mann sprechen. Wenn dieses Gesetz übertreten wird, gilt sie als entehrt, und der Mann wird hingerichtet.«

»Was für ein verrücktes Gesetz!« rief ich, aber ich erkannte, wie schändlich Duare mein Verhalten vorgekommen sein mußte.

Kamlot zuckte die Schultern. »Vielleicht ist es ein verrücktes Gesetz – aber es ist Gesetz. Und im Falle von Duare kommt es sehr darauf an, daß es eingehalten wird, denn sie ist die einzige Hoffnung unseres Landes.«

So hatte er schon einmal über das Mädchen gesprochen. »Was meinst du damit?« fragte ich.

»Sie ist Minteps einziges Kind. Er hat keinen Sohn. Die Dynastie stirbt aus, wenn Duare keinen Sohn gebiert, und wenn sie einen Sohn bekommt, muß der Vater dieses Sohnes auch geeignet sein, der Vater eines Jong zu sein.«

»Hat man den Vater ihrer Kinder bereits erwählt?« fragte ich.

»Natürlich nicht«, erwiderte Kamlot. »Diese Frage kann erst besprochen werden, wenn Duare ihren zwanzigsten Geburtstag begangen hat.«

»Und sie ist noch nicht einmal neunzehn«, sagte ich seufzend.

»Nein«, stimmte mir Kamlot zu und musterte mich aus zusammengezogenen Augen. »Aber du tust, als ob dir diese Tatsache etwas bedeutet.«

»Allerdings.«

»Was willst du damit sagen?« fragte er.

»Ich will Duare heiraten.«

Kamlot sprang auf und zog sein Schwert. Zum erstenmal erlebte ich ihn in höchster Erregung, und ich dachte, daß er mich auf der Stelle umbringen würde.

»Verteidige dich!« brüllte er. »Ich kann dich nicht töten, wenn du nicht ziehst!«

»Aber warum willst du mich denn töten?« fragte ich. »Bist du verrückt geworden?«

Langsam senkte Kamlot das Schwert. »Nein, ich will dich nicht töten«, sagte er leise.

Seine Erregung war so schnell wieder abgeklungen, wie sie ihn gepackt hatte. »Du bist mein Freund und hast mir das Leben gerettet. Nein, ich würde lieber an deiner Stelle sterben, anstatt dich umzubringen. Trotzdem steht auf das, was du gerade gesagt hast, die Todesstrafe.«

Ich zuckte die Schultern; ich verstand ihn nicht. »Was habe ich denn so Entsetzliches gesagt?« fragte ich.

»Daß du Duare heiraten willst.«

»In meiner Welt«, sagte ich, »kann es vorkommen, daß ein Mann getötet wird, weil er ein Mädchen *nicht* heiraten will. Aber wenn das hier anders ist – « ich erhob mich und trat vor ihn hin – »dann mußt du mich töten. Denn ich habe es ernst gemeint.«

Er zögerte einen Augenblick und steckte dann sein Schwert wieder in die Scheide. »Ich kann es nicht«, sagte er heiser. »Mögen mir meine Ahnen verzeihen, aber ich kann meinen Freund nicht töten. Aber vielleicht kann man dir zugute halten, daß du unsere Gebräuche nicht kennst. Ich vergesse oft, daß du von einer anderen Welt bist. Nachdem ich nun zu einem Mitwisser deines Verbrechens geworden bin, kannst du mir ja sagen, was dich zu der Überzeugung bringt, daß du Duare heiraten könntest.«

»Ich will sie heiraten, weil ich weiß, daß ich sie liebe, und weil ich annehme, daß auch sie mich schon etwas liebt.«

Wieder starrte mich Kamlot entsetzt an. »Das ist unmöglich!« rief er. »Sie hat dich überhaupt noch nicht gesehen, also kann sie unmöglich wissen, was in deinem Herzen und in deinem verrückten Hirn vorgeht!«

»Im Gegenteil – wir sind uns schon einmal begegnet, und sie kennt mein »verrücktes Gehirn« recht gut«, erwiderte ich. »Ich habe es ihr in Kooaad schon gestanden und brauchte es jetzt nur zu wiederholen.«

»Und sie hat dir zugehört?«

»Sie war zwar schockiert, aber sie hat mir zugehört. Dann befahl sie mir den Raum zu verlassen.«

Kamlot atmete erleichtert auf. »Wenigstens ist *sie* normal geblieben. Ich kann nicht verstehen, wieso du annimmst, daß sie deine Liebe in irgendeiner Weise erwidert.«

»Ihre Augen haben sie verraten. Außerdem – und das scheint mir ein überzeugender Beweis zu sein – hat sie mich nicht verraten und dem Henker ausgeliefert.«

Nach kurzem Schweigen schüttelte er den Kopf. »Wahnsinn!« knurrte er. »Außerdem begreife ich eines nicht. Wenn du sie wirklich schon in Kooaad gesehen hast, was ich für unmöglich halten würde, wieso hast du dich dann so wenig für sie interessiert, als du sie als Gefangene an Bord der SOVONG wußtest? Und warum hast du gesagt, daß du sie für mein Mädchen hieltest?«

»Bis vor kurzem wußte ich nicht, daß das Mädchen, mit dem ich im Garten von Kooaad sprach, Duare, die Tochter des Königs, ist.«

Einige Tage später war ich wieder in ein Gespräch mit Kamlot vertieft, als wir durch ein Pfeifen an der Tür gestört wurden. Auf unser Antwortsignal trat einer der vepajanischen Gefangenen ein, die wir von Bord der SOVONG gerettet hatten. Er stammte

nicht aus Kooaad, sondern aus einer anderen Stadt Vepajas und war daher seinen Landsleuten an Bord nicht bekannt. Er hieß Vilor und schien ein anständiger Bursche zu sein, der ein wenig zur Schweigsamkeit neigte. Er hatte ein großes Interesse an den Klangan gezeigt und war oft mit ihnen zusammen, was er damit erklärte, daß er Gelehrter war und die Vogelmenschen studieren wollte, denen er noch nicht begegnet war.

»Ich bin gekommen«, erklärte er, »um Sie zu bitten, mich zum Offizier zu ernennen. Ich möchte gern Ihrer Gemeinschaft beitreten und auch meinen Teil an der Verantwortung für die Expedition übernehmen.«

»Wir haben genügend Offiziere«, erwiderte ich, »und brauchen keine neuen Leute. Außerdem kenne ich Sie nicht gut genug, um Ihre Fähigkeiten zu beurteilen. Wenn wir Vepaja erreicht haben, werde ich dazu besser in der Lage sein, und wenn ich Sie dann brauche, werde ich es Ihnen sagen.«

»Aber ich würde gern irgendeine Aufgabe übernehmen«, sagte er. »Vielleicht kann ich die Janjong bewachen, bis wir Vepaja erreichen.«

Seine Worte bezogen sich auf Duare, deren Titel aus den Worten ›Tochter‹ und ›König‹ besteht und ›Prinzessin‹ bedeutet, und ich glaubte in seiner Stimme eine gewisse Erregung zu erkennen, die ich mir nicht erklären konnte.

»Sie wird gut bewacht«, erklärte ich.

»Aber ich würde es gern tun – als ein Dienst der Liebe und Treue gegenüber meinem König. Ich könnte die Nachtwache übernehmen, für die sich niemand gern einteilen läßt.«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte ich kurz.

»Sie bewohnt die hinteren Kabinen im zweiten Deckshaus, nicht wahr?« fragte er.

Ich bejahte die Frage.

»Und sie hat einen eigenen Wächter?«

»In der Nacht hält ein Mann vor ihrer Tür Wache.«

»Nur einer?« fragte er, als hielte er das für unzureichend.

»Neben der regulären Wache halten wir einen Mann für ausreichend. Duare hat keine Feinde an Bord der SOFAL.« Es konnte kein Zweifel bestehen, daß die Vepajer sehr um die Sicherheit ihrer königlichen Familie besorgt waren – wie ich dachte, ein wenig zu besorgt. Aber schließlich gab sich Vilor geschlagen und verschwand, nachdem er mich gebeten hatte, seine Bitte noch einmal zu überdenken.

»Er scheint sich noch mehr Sorgen um Duare zu machen als du«, sagte ich zu Kamlot, als er gegangen war.

»Ja, das habe ich gemerkt«, erwiderte dieser nachdenklich.

»Niemandem könnte mehr an ihrer Sicherheit liegen als mir«, sagte ich, »aber ich wüßte nicht, warum weitere Vorsichtsmaßregeln nötig sein sollten.«

Wir hatten Vilor schon wieder vergessen und sprachen über andere Dinge, als wir plötzlich die Stimme des Ausgucks hörten: »Voo notar!« (»Ein Schiff!«) Wir rannten auf das Turmdeck und erblickten die Aufbauten eines fremden Schiffes über dem Horizont.

Aus irgendeinem Grunde sind die Sichtverhältnisse auf der Venus stets sehr gut. Trotz der Feuchtigkeit der Atmosphäre sind Bodennebel selten. Vielleicht liegt das an der Strahlung des seltsamen Elements im Boden der Venus, das auch die mondlosen Nächte erhellt; ich wußte es nicht.

Jedenfalls war das Schiff deutlich zu sehen, und an Bord der SOFAL wuchs die Spannung. Hier winkte eine zweite Prise, und die Männer waren begierig, das Schiff anzugreifen. Sie begannen begeistert zu brüllen, als wir den Kurs änderten und auf unser Opfer zuhielten. Waffen wurden ausgegeben und die Bugkanone und die beiden Turmkanonen gefechtsklar gemacht. Die SOFAL pflügte mit voller Geschwindigkeit durch das Wasser.

Als wir uns dem anderen Schiff näherten, sahen wir, daß es etwa die gleiche Länge hatte wie die SOFAL und daß es thoristische Insignien trug. Unsere Beobachtungen ergaben, daß wir ein bewaffnetes Handelsschiff vor uns hatten.

Mit Ausnahme der Bedienungsmannschaften der Kanonen versammelten sich alle Männer im unteren Deckshaus, denn ich beabsichtigte unser Husarenstück zu wiederholen und das unbekannte Schiff zu entern. Wieder wurden ausführliche Befehle erteilt, so daß jeder die Aufgabe kannte, die er übernehmen mußte, und wieder wurde die Parole ausgegeben, unnötiges Morden zu vermeiden. Wenn ich schon ein Pirat sein mußte, wollte ich wenigstens human bleiben.

Ich hatte Kiron, Gamfor und andere Amtorier über thoristische Kriegsschiffe und den Seeverkehr auf der Venus ausgefragt und wußte schon eine ganze Menge darüber. Zum Beispiel war mir bekannt, daß ein Kriegsschiff jederzeit ein Handelsschiff durchsuchen konnte. Auf diese Regel gründete sich meine Hoffnung, daß wir unsere Enterhaken über die Reling des anderen Schiffes werfen konnten, ehe man drüben etwas von unserer Absicht ahnte.

Als wir in Rufweite waren, ließ ich Kiron den Befehl hinüberbrüllen, die Maschinen zu drosseln, da wir eine Durchsuchung vornehmen wollten. Doch im gleichen Augenblick türmte sich das erste

Hindernis vor uns auf – ein Hindernis in der Form einer Flagge, die plötzlich am Bug des verfolgten Schiffes gehißt wurde. Das Zeichen sagte mir nichts; Kiron und die anderen Thoristen an Bord schienen es aber zu kennen.

»So leicht kommen wir nicht hinüber«, sagte Kiron. »Drüben ist ein Ongyan an Bord, und das stellt das Schiff von der Durchsuchung frei. Wahrscheinlich bedeutet die Anwesenheit des Ongyans auch, daß sich ein größerer Trupp Soldaten an Bord befindet.«

»Wessen Freund?« fragte ich. »Deiner?« Das amtorische Wort ›Ongyan‹ bedeutete ›guter Freund‹.

Kiron lächelte. »›Ongyan‹ ist ein Titel. Es gibt etwa hundert Klongyan in der Oligarchie, und einer von ihnen befindet sich drüben an Bord. Man kann sie zweifellos als große Freunde bezeichnen – aber sie sind nur mit sich selbst befreundet. Sie beherrschen Thora und sind tyrannischer als jeder Jong.«

»Was werden unsere Leute davon halten, ein Schiff mit einer derart hochstehenden Persönlichkeit an Bord zu überfallen?«

»Sie werden sich streiten, wer die Ehre haben soll, den Burschen zu töten.«

»Sie dürfen ihn nicht umbringen«, sagte ich. »Ich habe einen besseren Plan.«

»Wir werden sie kaum zurückhalten können, wenn der Kampf begonnen hat«, erwiderte Kiron. »Das hat bisher noch kein Offizier geschafft. In den alten Tagen – in den Tagen der Jongs – herrschte noch Ordnung und Disziplin. So etwas gibt es heutzutage nicht mehr.«

»Du irrst dich, an Bord der *SOFAL* herrscht Ordnung und Disziplin«, widersprach ich ihm. »Komm, ich werde zu den Männern sprechen.«

Gemeinsam betraten wir das untere Deckshaus, in dem der größte Teil der Mannschaft versammelt war und auf den Befehl zum Angriff wartete. Ich sah mich etwa hundert rauhen und kampferfahrenen Burschen gegenüber, deren Bildung sich auf ein Minimum beschränkte. Ich war zu kurze Zeit ihr Kommandant gewesen, um ihre Gefühle mir gegenüber zu kennen, aber ich machte mir klar, daß es bei ihnen keinen Zweifel darüber geben durfte, wer der Kapitän des Schiffes war, unabhängig davon, was sie von mir halten mochten.

Kiron hatte die Männer zum Schweigen gebracht, die mich nun anstarrten. Ich begann zu sprechen: »Wir werden in Kürze ein weiteres Schiff entern, auf dem sich ein Mann befindet, den ihr wahrscheinlich umbringen wollt. Es handelt sich um einen Ongyan. Ich bin gekommen, um euch zu sagen, daß das Leben dieses Mannes unter allen Umständen geschont werden muß.« Enttäushtes

Murren wurde laut, doch ich fuhr unbeirrt fort: »Ich bin gekommen, um euch noch etwas zu sagen, weil man mir hat einreden wollen, daß kein Offizier in der Lage ist, euch während des Kampfes im Zaum zu halten. Es gibt vorteilhafte Gründe, aus denen wir den Mann eher gefangennehmen als töten sollten – dabei haben diese Gründe natürlich nichts mit der Notwendigkeit zu tun, daß meine und die Befehle meiner Offiziere auf jeden Fall befolgt werden müssen.

Wir stehen am Anfang eines Unternehmens, das nur erfolgreich sein kann, wenn wir Disziplin halten. Und ich erwarte, daß wir Erfolg haben. Ich werde dafür sorgen, daß sich an Bord jeder diszipliniert verhält. Auf Insubordination oder Ungehorsam steht die Todesstrafe. Das ist alles.«

Ich drehte mich um und verließ den Raum. Die Männer starrten mir schweigend nach, und es ließ nichts darauf schließen, wie sie meine Worte aufgenommen hatten. Absichtlich nahm ich Kiron mit hinaus, damit die Leute Gelegenheit hatten, das Problem ohne äußere Beeinflussung durch einen Offizier zu diskutieren. Ich wußte, daß ich kaum Autorität über sie hatte und daß zu irgendeinem Zeitpunkt sich jeder von ihnen darüber klar werden mußte, ob er mir gehorchen wollte oder nicht. Je eher diese Entscheidung herbeigeführt wurde, desto besser.

Seitdem das andere Schiff die Flagge des Ongyans gezeigt hatte, waren wir ihm auf parallelem Kurs gefolgt. Auf dem Hauptdeck hatte sich ein Trupp bewaffneter Männer versammelt, und man hatte die vier Kanonen schußbereit gemacht. Offensichtlich war man auf alles gefaßt, obwohl ich nicht annahm, daß man einen Verdacht hatte.

Jetzt gab ich den Befehl, die SOFAL näher an das andere Schiff heranzuführen, und als sich die Entfernung zu verringern begann, wurden die Männer drüben sichtlich nervös.

»Was soll das?« rief ein Offizier vom Turmdeck herüber. »Bleibt uns vom Leibe! Wir haben einen Ongyan an Bord!«

Als er keine Antwort erhielt und die SOFAL ständig näherkam, geriet er in Bewegung. Heftig gestikulierend sprach er mit einem fetten Mann, der neben ihm stand. Dann schrie er: »Haltet Abstand – oder es wird jemand dafür zu büßen haben!« Als nichts geschah, brüllte er: »Haltet Abstand – oder ich lasse schießen!«

Als Antwort ließ ich unsere Steuerbordkanonen ausfahren und wußte, daß er es jetzt nicht mehr wagen würde, den Feuerbefehl zu geben. Eine einzige Breitseite hätte sein Schiff in wenigen Sekunden versenkt – ein Ende/ das ich ebenso zu vermeiden suchte wie er.

»Was wollt ihr von uns?« fragte er.

»Wir wollen an Bord kommen!« erwiderte ich.
»Es wird kein Blutvergießen geben, wenn es sich vermeiden läßt!«

»Das bedeutet Revolution! Das ist Hochverrat!« brüllte der fette Mann neben dem Kapitän. »Ich befehle Ihnen, Ihren Kurs zu ändern. Ich bin Ongyan Moosko!« Und er wandte sich an die Soldaten auf dem Hauptdeck und kreischte: »Werft sie zurück! Tötet jeden, der es wagt, einen Fuß auf unser Deck zu setzen!«

13

Im gleichen Augenblick ließ der Kapitän drüben die Maschinen auf volle Geschwindigkeit schalten und warf das Ruder herum. Das Schiff versuchte auszubrechen. Natürlich hätte ich es versenken können, aber seine Ladung hätte mir auf dem Grund des Meeres wenig genützt. Ich gab dem Trompeter Anweisung, unsere Maschinen ebenfalls auf höchste Leistung bringen zu lassen – und die Jagd begann.

Die YAN, deren Name man nun am Heck deutlich lesen konnte, war schneller, als ich erwartet hatte, aber wie sich nach einiger Zeit herausstellte, kam sie gegen die SOFAL nicht an. Langsam verringerte sich die Entfernung wieder, die wir durch den unerwarteten Spurt der YAN zunächst verloren hatten. Der Kapitän der YAN verfolgte eine Strategie, die ich an seiner Stelle auch gewählt hätte – er steuerte sein Schiff so, daß er uns stets das Heck zuwandte.

Dann eröffnete er aus zwei rückwärtigen Kanonen das Feuer. Taktisch gesehen war das Manöver ausgezeichnet, denn wir konnten jetzt nur noch einen

Bruchteil unserer Feuerkraft zum Tragen bringen, wenn wir nicht abdrehen wollten. Nur so konnte er hoffen, seinem Schicksal vielleicht doch noch zu entkommen.

Zum erstenmal hörte ich das Geräusch einer schweren artorischen Schiffskanone; es erinnerte mich an das Aufbrüllen eines irdischen Maschinengewehrs. Es waren weder Rauch noch Flammenzungen zu sehen, doch dann sah ich, wie sich ein Stück unserer Steuerbordreling löste und zwei Männer zu Boden gingen.

Doch da begann unsere Bugkanone zu feuern. Wir schaukelten im Kielwasser der YAN, wodurch ein genaues Zielen erschwert wurde. Die beiden großen Schiffe glitten mit Höchstgeschwindigkeit dahin; der Bug der SOFAL pflügte tief durch das Wasser und ließ es zu beiden Seiten hoch aufschäumen. Am Heck der YAN schien die See zu kochen, und eine schwere Dünung ließ die Schiffe rollen. Das Jagdfieber pulste uns durch die Adern, und über allem tönte das Rattern der großen Kanonen.

Ich rannte zum Bug, um den Einsatz der Waffen zu leiten, und einen Augenblick später registrierten wir befriedigt, daß eine Kanonenmannschaft von unseren Strahlen getroffen wurde und zu Boden sank.

Die SOFAL holte sehr schnell auf, und unser Feuer konzentrierte sich jetzt auf die zweite Heckkanone

und den Kommandoturm der YAN. Der Ongyan war längst vom Oberdeck verschwunden und hatte sich zweifellos in einem weniger unsicheren Teil des Schiffes in Sicherheit gebracht. Wie wir jetzt feststellten, befanden sich überhaupt nur noch zwei Mann dort oben – die Bedienungsmannschaft der Kanone.

Ich begriff damals nicht, warum die Waffen keinen größeren Schaden anrichteten. Ich wußte, daß die T-Strahlen Materie zerstören sollten, und fragte mich, warum beide Schiffe nicht schon längst untergegangen waren. Wie ich später erfuhr, waren die lebenswichtigen Teile eines jeden Schiffes mit einer dünnen Schicht des Metalls versehen, aus dem auch die Kanonen bestanden. Auf diese Weise wurden die Schiffe geschützt.

Endlich brachten wir auch die zweite Kanone zum Schweigen, und konnten an unser weiteres Vorgehen denken. Wenn wir uns neben die YAN schoben, begaben wir uns in den Schußbereich ihrer Seitenbatterien. Wir hatten bereits einige Verluste erlitten, und ich wußte, daß wir schwere Opfer bringen mußten, wenn wir uns den Strahlen der Kanonen aussetzten. Aber der einzige andere Ausweg schien darin zu bestehen, die Jagd völlig aufzugeben. Das wollte ich natürlich nicht.

Ich gab den Befehl, an Backbord der YAN aufzuschließen, und richtete unsere Bugkanone so aus,

daß sie an der gegnerischen Schiffswand entlangstrich und bei der Annäherung jede der gefährlichen Backbordkanonen bestreichen konnte. Außerdem sollten unsere Steuerbordbatterien in ähnlicher Weise feuern, sobald sie ein Ziel in Reichweite hatten. Auf diese Weise gelang es uns, das Deck des Unglücksschiffes ständig unter Beschuß zu halten, während wir langsam längsseits kamen.

Natürlich hatten wir Ausfälle zu beklagen, die im Vergleich zu den Verlusten des Gegners allerdings gering waren. Die Decks der YAN waren übersät mit Toten und Sterbenden. Ihre Lage war aussichtslos, was endlich auch der Kapitän zu erkennen schien. Er ergab sich und ließ die Maschinen stoppen. Wenige Minuten später hatte unsere Entermannschaft auf die YAN übergesetzt.

Kamlot und ich beobachteten das Manöver vom Turmdeck der SOFAL aus, und ich fragte mich, wie die Männer auf meine Herausforderung reagieren würden. Ich wußte, daß nach der langen tyrannischen Herrschaft die Freiheit für sie so neu war, daß sie vielleicht zu Exzessen neigten, und ich fürchtete mich vor dieser Möglichkeit, denn ich hatte angekündigt, daß ich an jedem, der mir nicht gehorchte, ein Exempel statuieren würde. Ich beobachtete, wie sich die Leute unter dem Kommando Zogs auf dem Deck der YAN verteilten, während Kiron eine kleinere Abteilung zu den

oberen Decks führte, um nach dem Kapitän und dem Ongyan zu suchen.

Es waren etwa fünf Minuten vergangen, als mein Offizier den Turm der YAN mit seinen Gefangenen verließ. Er führte sie die Treppe hinab und über das Hauptdeck auf die SOFAL zu, während meine hundert Piraten schweigend zuschauten. Keine Hand erhob sich gegen die verhaßten Feinde.

Kamlot atmete erleichtert auf, als die beiden Männer über die Reling der SOFAL kletterten. »Ich glaube, unser Leben hat in dieser Sekunde ebenso auf dem Spiel gestanden wie das ihre«, sagte er, und ich mußte ihm zustimmen. Wenn die Männer meine Befehle mißachtet und ihre Gegner getötet hätten, wären sie gezwungen gewesen, mich und meine Anhänger ebenfalls umzubringen, um sich vor meiner Strafe zu schützen.

Der Ongyan war noch immer sehr erregt, als er vor mir stand, der Kapitän war dagegen still geworden. Irgend etwas schien ihn zu verwirren, und als er die Farbe meines Haares und meiner Augen bemerkte, war ihm die Verblüffung deutlich anzumerken.

»Das ist ein grober Verstoß!« rief Ongyan Moosko. »Ich werde dafür sorgen, daß jeder einzelne Mann an Bord dieses Schiffes seine Strafe bekommt.« Sein Gesicht war zorngerötet, und er zitterte.

»Sorge dafür, daß er nicht eher den Mund aufmacht, als bis er gefragt wird«, sagte ich zu Kiron und wandte mich dann an den Kapitän. »Sobald wir uns von deinem Schiff genommen haben, was wir brauchen«, sagte ich, »wirst du deine Reise fortsetzen können. Es tut mir leid, daß du mir nicht gehorcht hast, als ich dir den Befehl zum Stoppen gab – du hättest manches Menschenleben retten können. Wenn man dir noch einmal befehlen sollte, bei der SOFAL anzulegen, würde ich an deiner Stelle sofort gehorchen – und wenn du in deine Heimat zurückkehrst, kannst du den anderen Kapitänen sagen, daß die SOFAL unterwegs ist und daß man ihren Befehlen folgen muß.«

»Würdest du mir bitte sagen«, fragte er, »wer du bist und unter welcher Flagge du segelst?«

»Im Augenblick bin ich Vepajer«, erwiderte ich. »Aber wir segeln unter eigener Flagge. Kein Land ist für unser Tun verantwortlich – und wir sind auch keinem Land verantwortlich.«

Mit Hilfe der Mannschaft der YAN ließen Kamlot, Kiron, Gamfor und Zog noch vor Anbruch der Dunkelheit Waffen, Vorräte und die wertvollsten Güter an Bord der SOFAL bringen. Dann warfen wir die Kanonen der YAN über Bord und ließen das Schiff fahren.

Moosko behielt ich an Bord. Man konnte nie wissen, wann man einmal eine Geisel brauchte. Er

sollte auf dem Hauptdeck bewacht werden, bis ich mich entschlossen hatte, was mit ihm geschehen sollte.

Die vepajanischen Frauen, die wir von Bord der SOVONG gerettet hatten, hatten fast sämtliche freien Kabinen auf dem zweiten Deck belegt, so daß ich nicht wußte, wo ich Moosko unterbringen konnte. Auf keinen Fall wollte ich ihn zu den anderen Gefangenen stecken.

Zufällig war Vilor anwesend, als ich die Angelegenheit mit Kamlot besprach, und er schlug sofort vor, seine kleine Kabine mit Moosko zu teilen und für ihn verantwortlich zu sein. Da mir das eine gute Lösung des Problems zu sein schien, überließ ich Moosko der Obhut Vilors, der ihn sofort mit in seine Kabine nahm.

Die Verfolgung der YAN hatte uns etwas vom Kurs abgebracht, und als wir jetzt wieder auf Vepaja zuhielten, ragte an Steuerbord eine dunkle Landmasse auf. Insgeheim fragte ich mich nach dem Land hinter der dunklen Küste und nach den Menschen, die in dem Gebiet leben mochten, das sich bis nach Strabol, der unerforschten Äquatorzone der Venus, erstreckte. Um meine Neugier wenigstens teilweise zu befriedigen, ging ich in den Navigationsraum und stellte unsere Position fest, so gut es ging. Nach der Karte zu urteilen, befanden wir uns vor der Küste Noobols.

Ich erinnerte mich daran, daß Danus dieses Land einmal erwähnt hatte, aber ich wußte nicht mehr, was er mir darüber erzählt hatte.

Von meiner Phantasie angeregt, ging ich allein auf das Turmdeck und starrte über die schwach erleuchtete Wasserfläche zur geheimnisvollen Küste hinüber. Der Wind war stärker geworden und erreichte jetzt fast die Stärke eines Sturmes – der erste Sturm, den ich auf der Venus erlebte. Riesige Wogen begannen das Schiff durchzuschütteln, aber da ich wußte, daß meine Offiziere ihr Handwerk verstanden und ich mich auf das Schiff verlassen konnte, ließ ich mich nicht aus der Ruhe bringen. Mir fiel allerdings ein, daß das Unwetter vielleicht die Frauen erschreckt hatte, die wir an Bord hatten, und meine Gedanken, die sich ohnehin ständig mit ihr beschäftigten, wandten sich erneut Duare zu.

Auch die Tatsache, keinen Grund zu haben, ist für einen Mann Grund genug, um sich dem Objekt seiner Leidenschaft zu nähern; aber jetzt glaubte ich eine wirkliche Entschuldigung zu haben, Duare wiederzusehen – einen Grund, den auch sie anerkennen mußte, weil er meiner Besorgnis um ihr Wohlergehen entsprang. Also stieg ich zum zweiten Deck hinab, um an ihrer Tür zu pfeifen. Unterwegs kam ich an Vilors Kabine vorbei und wollte noch schnell einen Blick auf meinen Gefangenen werfen.

Als ich gepffiffen hatte, herrschte einen Augenblick Stille, ehe mich Vilor hereinbat. Ich betrat die Kabine und stellte zu meiner Überraschung fest, daß Vilor und Moosko einen Angan zu Gast hatten. Vilor war sichtlich verlegen, Moosko gab sich gelassen, während der Angan Angst zu haben schien. Ich war eher ärgerlich. Die Stellung der Vepajer an Bord war alles andere als sicher. Unsere Gruppe war nur klein, und unser Wohlergehen hing allein von dem Respekt der Thoraner ab, die in der Mehrzahl waren und die uns als überlegen ansahen, obwohl sich ihre eigenen Führer immer wieder bemühten, sie von der Gleichheit aller Menschen zu überzeugen.

»Dein Quartier ist vorn«, sagte ich zu dem Angan.
»Du gehörst nicht hierher.«

»Es ist nicht seine Schuld«, sagte Vilor hastig, als sich der Vogelmensch erhob, um die Kabine zu verlassen. »So seltsam sich das auch anhören mag, aber Moosko hat in seinem ganzen Leben noch keinen Angan gesehen, und ich habe diesen Burschen geholt, um seine Neugier zu befriedigen. Es tut mir leid, wenn ich falsch gehandelt habe.«

»Natürlich läßt das die Sache in einem anderen Licht erscheinen«, sagte ich, »aber ich halte es trotzdem für besser, wenn der Gefangene die Klangan auf Deck betrachtet, wohin sie gehören.«

Er hat meine Erlaubnis, das Versäumte morgen nachzuholen.«

Der Angan verschwand, und ich wechselte noch einige Worte mit Vilor. Als ich mich dann der Kabine zuwandte, in der Duare untergebracht war, hatte ich den Zwischenfall schon wieder vergessen – es gab angenehmere Gedanken.

In Duares Kabine schimmerte Licht. Ich piffte mein Signal und fragte mich, ob sie mich einlassen oder mich ignorieren würde. Eine Zeitlang war nichts zu hören, und ich war schon zu dem Schluß gekommen, daß sie mich nicht sehen wollte, als ich ihre leise Stimme hörte, die mich zum Eintreten aufforderte.

»Sie sind sehr hartnäckig«, sagte sie.

»Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, ob der Sturm Sie erschreckt hat. Ich darf Ihnen sagen, daß keine Gefahr besteht.«

»Ich fürchte mich nicht«, erwiderte sie. »Mehr wollten Sie mir nicht mitteilen?«

Das klang schon wie eine Entlassung. »Nein«, sagte ich schnell, »ich bin nicht allein deswegen gekommen.«

Sie hob die Augenbrauen. »Was hätten Sie mir sonst noch zu sagen – was Sie nicht schon gesagt haben?«

»Vielleicht wollte ich manches wiederholen.«

»Das dürfen Sie nicht!« rief sie.

Ich trat einen Schritt näher. »Schauen Sie mich an, Duare, schauen Sie mir in die Augen und sagen Sie mir, daß es Ihnen nicht gefällt, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe!«

Sie senkte den Blick. »Ich darf Ihnen nicht zuhören!« flüsterte sie und erhob sich, als wollte sie den Raum verlassen.

Meine Liebe machte mich wahnsinnig, ihre Gegenwart ließ mir das Blut heiß durch die Adern rinnen, und ich umfing sie mit den Armen und zog sie an mich; und ehe sie es verhindern konnte, preßte ich meinen Mund auf ihre Lippen. Dann riß sie sich von mir los, und ich sah einen Dolch in ihrer Hand aufblitzen.

»Ja!« sagte ich. »Stechen Sie zu! Ich habe ein unverzeihliches Verbrechen begangen! Meine einzige Entschuldigung ist meine große Liebe, die mir den Verstand geraubt hat.«

Sie ließ die Hand mit dem Dolch sinken. »Ich kann nicht«, schluchzte sie, wandte sich um und stürzte aus dem Zimmer.

Ich kehrte in meine Kabine zurück und verfluchte meine Heißblütigkeit. Ich konnte nicht begreifen, wie ich mich zu einer solchen Handlung hatte hinreißen

lassen. Ich tadelte mich auf das Schärfste, doch gleichzeitig erfüllte mich die Erinnerung an ihren Körper und an die Berührung ihrer vollkommenen Lippen mit einem Gefühl der Zufriedenheit, das mit Reue nichts mehr zu tun hatte.

Ich lag noch lange Zeit wach und dachte an Duare und an die Gespräche, die wir geführt hatten. Dabei schien mir ihr Ausruf: »Ich darf Ihnen nicht zuhören!« plötzlich eine versteckte Bedeutung zu haben; außerdem schöpfte ich neue Hoffnung angesichts der Tatsache, daß sie einmal darauf verzichtet hatte, mich dem Henker zu überantworten, und daß sie es heute nicht über sich gebracht hatte, mich zu töten. Ihr »Ich kann es nicht!« tönte mir fast wie ein Eingeständnis ihrer Liebe in den Ohren. Mein gesunder Menschenverstand sagte mir, daß ich verrückt war, aber dieses Verrücktsein war herrlich.

Der Sturm schwoll in der Nacht zu einer derartigen Stärke an, daß ich am frühen Morgen vom Kreischen des Windes und den wilden Schlingerbewegungen der SOFAL geweckt wurde. Ich erhob mich und ging an Deck, wo mich der Wind fast davonwehte. Gewaltige Wogen ließen das Schiff wie ein Spielzeug auf und ab tanzen; an Steuerbord ragte eine riesige Landmasse auf, die gefährlich nahe zu sein schien.

Ich betrat den Kontrollraum und beriet mich mit Honan und Gamfor. Sie machten sich Sorgen wegen der Nähe der Küste.

Wenn unsere Maschinen oder der Steuermechanismus ausfielen, waren wir unweigerlich verloren. Ich bat sie, weiter aufzupassen, und ging nach unten, um Kiron, Kamlot und Zog zu wecken.

Als ich das zweite Deck erreichte, bemerkte ich, daß die Tür zu Vilors Kabine offenstand und im Rhythmus der Bewegungen des Schiffes hin und her schwang. Ich kümmerte mich jedoch nicht weiter darum und weckte meine Offiziere. Anschließend ging ich zu Duares Kabine, um das Mädchen zu beruhigen. Zu meiner Überraschung pendelte auch ihre Tür offen hin und her.

Ich weiß nicht, was meinen Verdacht weckte; jedenfalls hatte ich plötzlich das Gefühl, daß hier etwas nicht stimmte. Ich trat hastig ein, zündete ein Licht an und blickte mich um. Es schien alles in Ordnung zu sein; nur die Tür zur inneren Kabine, in der Duare schlief, stand ebenfalls offen. Ich war sicher, daß sie unmöglich schlafen konnte, wenn beide Türen offen waren und laut hin und her schlugen. Vielleicht fürchtete sie sich nur aufzustehen und sie zu schließen.

Ich trat in den Durchgang zur inneren Kabine und rief ihren Namen. Keine Antwort. Ich rief noch

einmal, lauter, doch wieder war nichts als das Toben des Sturms zu hören. Ich wurde unruhig. Ich trat in den Raum und warf einen Blick auf das Bett. Es war leer – Duare war nicht hier! Statt dessen entdeckte ich in einer Ecke des Raumes den Körper des Mannes, der vor ihrer Tür Wache gehalten hatte.

Unter Mißachtung aller guten Sitten hastete ich durch die benachbarten Kabinen, in denen die anderen vepajanischen Frauen untergebracht waren. Keine fehlte; nur Duare war nicht aufzufinden. Niemand hatte sie gesehen, niemand wußte, wo sie war. Außer mir vor Angst, eilte ich in Kamlots Kabine und unterrichtete ihn über meine tragische Entdeckung. Er war ratlos.

»Sie muß irgendwo an Bord sein!« rief er. »Wo sollte sie sonst sein?«

»Ich weiß, daß sie hier sein müßte«, erwiderte ich, »aber eine innere Stimme sagt mir, daß das nicht stimmt. Wir müssen das Schiff durchsuchen!«

Zog und Kiron kamen gerade aus ihren Kabinen. Ich informierte sie und bat sie, die Suche zu organisieren. Dann ließ ich einen Mann zum Ausguck in das Krähennest hinaufsteigen. Vielleicht hatte der Mann etwas Ungewöhnliches bemerkt.

»Rufe sämtliche Männer zusammen«, befahl ich Kamlot. »Wir müssen jeden Zentimeter durchsuchen!«

Als er davoneilte, um meine Befehle auszuführen, fiel mir der seltsame Zufall auf, daß nicht nur Duares, sondern auch Vilors Kabinentür offengestanden hatte. Obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, welcher Zusammenhang zwischen den beiden Beobachtungen liegen sollte, wollte ich mich umsehen. Ich eilte also zu Vilors Kabine und stellte dort fest, daß auch Vilor und Moosko abwesend waren. Aber wo hielten sie sich auf? Bei diesem Wetter konnte niemand die SOFAL verlassen, da es unmöglich gewesen wäre, ein Boot zu Wasser zu lassen.

Ich sandte einen Seemann los, der Kamlot informieren sollte, daß auch Vilor und Moosko nicht in ihrer Kabine waren. Dann kehrte ich in die Quartiere der vepajanischen Frauen zurück, um sie noch einmal eingehend zu befragen.

Das Verschwinden Vilors und Mooskos verwirrte mich. Ich stand vor einem Rätsel und versuchte verzweifelt, eine Verbindung zwischen den beiden Vorfällen zu finden. Plötzlich erinnerte ich mich an Vilors dringenden Wunsch, Duare zu bewachen – und hatte also den ersten schwachen Anhalt dafür, daß es eine Verbindung geben konnte. Aber die Spur schien nirgendwohin zu führen. Drei

Menschen waren nicht mehr in ihren Kabinen, und der gesunde Menschenverstand sagte mir, daß man sie in kurzer Zeit finden würde, weil sie das Schiff unmöglich hatten verlassen können. Es sei denn...

Und dieses »Es sei denn...« erschreckte mich. Seitdem ich Duares Abwesenheit entdeckt hatte, nagte die Furcht an mir, daß sie sich vielleicht – in der Annahme, durch meine Liebesbeteuerungen entehrt zu sein – ins Meer gestürzt hatte. Was konnte es noch helfen, daß ich mir schwere Vorwürfe machte?

Und doch hatte ich die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben. Wenn das Verschwinden Duares, Vilors und Mooskos mehr als ein Zufall war, konnte man annehmen, daß sie irgendwie zusammen waren. Es wäre dann lächerlich anzunehmen, daß alle drei über Bord gesprungen waren.

Diese widerstreitenden Gedanken wirbelten mir durch den Kopf und ließen abwechselnd die Hoffnung und die Angst ihr Haupt erheben. Ich erreichte eben die Kabinen der vepajanischen Frauen, als der Seemann, den ich in den Ausguck geschickt hatte, herbeigelaufen kam. Er war offensichtlich erregt.

»Nun?« fragte ich, als er atemlos vor mir stand.
»Was hat der Ausguck berichtet?«

»Nichts, Kapitän«, erwiderte der Mann.

»Nichts? Wieso denn?« schnappte ich.

»Der Ausguck ist tot, Kapitän!« keuchte er.

»Tot!«

»Ermordet.«

»Wie?« fragte ich.

»Er ist mit einem Schwert erstochen worden – ich glaube, von hinten. Er lag jedenfalls mit dem Gesicht nach unten.«

»Geh sofort los und sage Gamfor Bescheid. Sage ihm, daß er den Ausguck neu besetzen und den Mord untersuchen soll. Ich erwarte seinen Bericht.«

Die beunruhigende Nachricht beschäftigte mich noch, als ich die Kabine der Frauen betrat.

»Haben Sie Duare gefunden?« fragte eine von ihnen sofort.

»Nein«, erwiderte ich, »aber wir haben noch eine unerklärliche Entdeckung gemacht – Moosko und der Vepajer Vilor sind ebenfalls verschwunden.«

»Vepajer!« rief Byea, die die Sprecherin der Gruppe zu sein schien. »Vilor ist kein Vepajer!«

»Wie meinen Sie das?« fragte ich. »Wenn er kein Vepajer ist, was ist er dann?«

»Er ist ein thoristischer Spion«, erwiderte sie. »Er ist schon vor langer Zeit nach Vepaja geschickt worden, um das Geheimnis des Unsterblichkeitsserums zu stehlen, und als wir gefangengenommen wurden, haben ihn die Klangen versehentlich mitgenommen. Wir haben das nach und nach an Bord der SOVONG erfahren.«

»Aber warum hat mich niemand verständigt, als er an Bord gebracht wurde?« fragte ich.

»Wir hatten angenommen, daß Sie Bescheid wüßten«, erklärte Byea, »und hielten ihn für einen Gefangenen.«

Ein neues Glied in der Beweiskette. Aber ich hatte noch immer keine Ahnung, was ich an ihrem anderen Ende finden würde.

14

Ich verließ das Quartier der Frauen und begab mich auf das Hauptdeck. Ich war zu ungeduldig, um im Kommandoturm auf die Berichte meiner Offiziere zu warten. Doch sie kamen mir bereits entgegen und teilten mir mit, daß die Suche erfolglos gewesen war – von den Vermißten war keiner gefunden worden. Allerdings hatte man eine andere erstaunliche Entdeckung gemacht – die fünf Klangan schienen ebenfalls nicht mehr an Bord zu sein!

Stellenweise war die Suche sehr gefährlich gewesen, denn der Seegang war stark, und hier und da fegte ein Wasserschwall über Deck; aber es hatte zum Glück keine Verluste gegeben. Die Männer waren jetzt im Deckshaus versammelt. Kiron, Zog und ich betraten den großen Raum, in dem sie gerade den seltsamen Vorfall besprachen.

Ich berichtete ihnen, daß Vilor ein thoristischer Spion war, und erinnerte Kamlot an die Bitte des Mannes, die Janjong bewachen zu dürfen. »Ich habe von Byea auch erfahren, daß er offensichtlich hoffnungslos in Duare verliebt war. Während

ihrer Gefangenschaft an Bord der SOVONG hat er mehrmals versucht, sich ihr zu nähern.«

»Das ist der fehlende Beweis!« sagte Kamlot. »Es dürfte damit klar sein, was in der letzten Nacht geschehen ist. Vilor hatte es auf Duare abgesehen, während Moosko nur fliehen wollte. Vilor hatte sich mit den Klangen angefreundet, was jedem an Bord der SO-FAL bekannt war. Moosko war ein Ongyan und somit für die Klangen ein Repräsentant der höchsten thoristischen Autorität. Es ist also kein Wunder, daß sie seinen Versprechungen geglaubt und seinen Befehlen gehorcht haben.

Ohne Zweifel haben Vilor und Moosko den Plan zusammen ausgearbeitet. Sie schickten einen Angan los, der den Mann im Ausguck tötete, damit ihr Unternehmen nicht vorzeitig entdeckt wurde. Anschließend versammelten sich die Klangen in Vilors Kabine, von wo Vilor – wahrscheinlich in Begleitung Mooskos – zu Duares Kabine ging, den Wächter tötete, das Mädchen im Schlaf überraschte, mit einem Knebel zum Schweigen brachte und zur Gangway nach draußen schaffte, wo die Klangen bereits warteten.

Gewiß, es war Sturm, aber er wehte zum Land hin, das nicht weit entfernt war. Außerdem sind die Klangen in der Luft sehr geschickt und ausdauernd.

So etwa dürfte es sich abgespielt haben, während wir alle friedlich schliefen.«

»Und du glaubst, daß die Klangan die drei Menschen nach Noobol getragen haben?«

»Ich denke, daß daran kein Zweifel mehr bestehen kann«, erwiderte Gamfor.

»Da möchte ich ihm zustimmen!« sagte Kamlot.

»Dann gibt es für uns nur eine Möglichkeit«, sagte ich. »Wir müssen umkehren und einen Suchtrupp an der Küste absetzen.«

»Aber bei diesem Sturm können wir doch kein Boot aussetzen«, wandte Kiron ein.

»Der Sturm wird nicht ewig dauern«, widersprach ich. »Wir werden hier draußen abwarten, bis er vorbei ist. Ich gehe jetzt in den Turm hinauf. Ihr könnt inzwischen die Mannschaft befragen. Vielleicht hat jemand etwas gesehen, das ein neues Licht auf die Sache wirft. Die Klangan reden gern, und möglicherweise haben sie eine Bemerkung gemacht, aus der sich das Ziel der Entführer erkennen läßt.«

Als ich das Hauptdeck betrat, hob sich die SOFAL gerade auf den Kamm einer riesigen Welle und stürzte sich mit dem Bug voran in den darunterliegenden Abgrund, wobei das Deck eine Neigung von fast fünfundvierzig Grad erreichte. Auf den

nassen Planken verloren meine Füße ihren Halt, und ich glitt hilflos etwa fünfzehn Meter bugwärts, bis ich mich irgendwo festklammern konnte. In diesem Augenblick grub das Schiff seinen Bug in die nächste Woge, und eine riesige Wasserwand überspülte das Deck, packte mich und riß mich mit.

Einen Augenblick lang war ich völlig untergetaucht. Als ich den Kopf endlich wieder über die Wasseroberfläche heben konnte, war die SOFAL schon zwanzig Meter entfernt.

Selbst in der Leere des Weltraums hatte ich mich nicht so hilflos und verzweifelt gefühlt wie in diesem Augenblick – verloren in der sturmgepeitschten See einer unbekannten Welt, umgeben von Dunkelheit und Chaos und Meerestieren, die ich mir nicht vorstellen konnte. Ich war verloren. Auch meine Kameraden konnten mir nicht mehr helfen; wie Kiron gesagt hatte, war es unmöglich, ein Boot zu Wasser zu lassen, und kein Schwimmer konnte dem entsetzlichen Ansturm der windgetriebenen Wasserberge lange widerstehen, die man kaum noch mit dem unbedeutenden Wort Woge beschreiben konnte.

Eine verzweifelte Lage – aber ohne Hoffnung war ich nicht. Wenn ich schon nicht gegen die See schwimmen konnte, konnte ich mich vielleicht von ihr treiben lassen. Außerdem war die Küste nicht weit entfernt. Ich hatte meine Schwimmerfahrungen

und war kein Schwächling. Wenn ein Mensch in diesem Inferno überhaupt eine Chance hatte, dann wollte ich sie nutzen; wenn ich aber sterben mußte, wollte ich nicht untergehen, ohne bis zum letzten Augenblick gekämpft zu haben.

Zum Glück wurde ich nicht von Kleidern behindert, denn ich trug nur ein amtorisches Lendentuch. Dagegen machten mir meine Waffen zu schaffen; aber ich zögerte, mich von ihnen zu trennen, denn ich wußte, daß meine Überlebenschancen in Noobol nur gering waren, wenn ich keine Waffe hatte. Dabei störten mich die Pistole und der Dolch weniger; es war vor allem das Schwert, das mich beim Schwimmen behinderte. Man hätte erwarten können, daß es aufgrund seines Gewichts gerade nach unten hing und mir nicht in den Weg kam, aber die Wogen warfen mich unbarmherzig hin und her und wirbelten mich herum, und das Schwert geriet mir fortwährend zwischen die Beine oder schlug mir gegen das Knie, und einmal, als ich von einer Welle herumgerissen wurde, prallte es mir sogar gegen den Kopf. Ich trennte mich jedoch nicht davon.

Nachdem ich einige Minuten mit der See gekämpft hatte, erkannte ich, daß die Gefahr des Ertrinkens gar nicht so groß war. Ich konnte den Kopf lange genug über Wasser halten, um genügend Luft zu bekommen; auch war das Wasser

so warm, daß ich nicht erfrieren würde. Soweit ich es beurteilen konnte, drohte mir also nur von zwei Seiten unmittelbare Gefahr. Die erste lag in der Möglichkeit, daß ich von irgendeinem amtorischen Meeresungeheuer angegriffen wurde, während die zweite, die weitaus größere Gefahr, von der sturmgepeitschten Küste ausging, an der ich bald landen würde.

Allein dieser Umstand hätte mich eigentlich schon völlig entmutigen müssen, denn ich hatte zu viele Brandungen gesehen, um den Aufprall der unzähligen Tonnen Wasser zu unterschätzen, die gegen die felsige Barriere anstürmten.

Ich schwamm langsam auf die Küste zu, was zum Glück auch der Richtung des Sturmes entsprach. Ich bemühte mich, mit meinen Kräften hauszuhalten. So dämmerte bald der Morgen herauf, und als ich wieder einmal von einer Welle hochgehoben wurde, konnte ich die Küste ganz deutlich erkennen. Sie war nur noch etwa eine Meile entfernt. Brecher rasten gischtend gegen ihre Felsen; über dem Heulen des Sturmes war das drohende Grollen der Brandung deutlich zu hören und erinnerte mich daran, daß mich an der Schwelle zur Rettung der Tod in seine Arme nehmen würde.

Ich schien vom Tod umgeben zu sein – ich brauchte nur noch die Todesart zu wählen und

die Stelle, an der ich mein Ende finden wollte. Ich konnte sofort versinken oder mich auf den Felsen in Stücke schlagen lassen. Beide Möglichkeiten gefielen mir nicht sonderlich – ich beschloß daher, nicht zu sterben.

Doch mit dem Entschluß allein war es nicht getan; wie sehr ich mich in Gedanken auch an das Leben klammerte, wenn ich etwas erreichen wollte, mußte ich etwas unternehmen. Aus meiner Lage schien es allerdings keinen gangbaren Ausweg zu geben, und da ich Rettung allein an der Küste finden konnte, ließ ich mich langsam weiter in dieser Richtung treiben.

Die Wogen, die mich in regelmäßigen Abständen in die Höhe hoben, gestatteten mir einen Ausblick auf den felsigen Todesstreifen. Jetzt war die Küste nicht mehr nur eine ungebrochene Linie zerklüfteter Felsen und schäumenden Wassers, wenn ich auch noch keine Einzelheiten erkennen konnte. Jedesmal, wenn ich genauer hinschauen wollte, wurde ich auch schon wieder in das nächste Wellental getaucht.

Die Gewalt des Sturmes trieb mich schnell dem Punkt zu, da ich unweigerlich von den Brandungswellen erfaßt und auf die Felsen geschleudert werden mußte, die sich aus dem kochenden Strom der zurückweichenden Wellen erhoben.

Und schon ergriff mich eine Woge und stieß mich vorwärts – das Ende war gekommen! Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit trieb ich meinem Untergang entgegen, von schäumender Gischt umgeben. Ich wurde wie ein Korken herumgeschleudert, und doch gelang es mir, ab und zu den Kopf über die Wasseroberfläche zu heben und nach Luft zu schnappen; ich kämpfte darum, mein Leben noch um einen winzigen Augenblick zu verlängern, ehe ich von der unbarmherzigen See auf die tödlichen Felsen geworfen wurde.

Weiter ging die unheimliche Fahrt – die Sekunden schienen sich zu Ewigkeiten zu dehnen! Wo waren die Felsen? Ich sehnte mich fast nach ihnen. Der sinnlose Kampf sollte endlich zu Ende sein!

Ich dachte an meine Mutter und an Duare. Ich brachte es in einer seltsamen philosophischen Anwandlung sogar fertig, über meinen eigenen Tod nachzudenken.

Jetzt bekam ich wieder die Felsen zu Gesicht, die, wie ich überrascht feststellte, zu meiner Linken aufragten, während sie doch vor mir hätten sein müssen! Es war unbegreiflich! Die Woge trieb mich weiter, und noch immer war ich am Leben.

Die Woge wurde spürbar langsamer, und ich sah mich verblüfft um. Die Brandung hatte mich durch eine Felsöffnung in eine verhältnismäßig stille Bucht getragen, und vor mir breitete sich ein

halbmondförmiger Sandstrand aus. Ich war den Klauen des Todes entronnen – ein Wunder hatte mich gerettet!

Das Meer gab mir einen letzten Stoß, der mich zu dem anderen Strandgut warf. Ich erhob mich und sah mich um. Vielleicht hätte ich meinem Herrn und Schöpfer danken sollen, aber mein erster Gedanke galt Duare, die noch immer in Gefahr war.

Die kleine Bucht bildete das Ende eines Cañons, der zwischen den niedrigen Hügeln landeinwärts verschwand. Auf den Hängen standen Bäume, die allerdings bei weitem nicht so groß waren wie in Vepaja. Wie ich mir überlegte, waren sie für venusianische Verhältnisse vielleicht nur Unterholz. Ich werde sie jedenfalls als Bäume bezeichnen, da sie immerhin Höhen zwischen fünfzehn und dreißig Metern erreichten.

Ein kleiner Fluß zog sich durch den Cañon und mündete in die Bucht; an seinen Ufern und auf den Hängen wuchsen blaue und purpurne Blumen. Manche Baumstämme schienen mit rotem Lack überzogen, andere hatten eine azurblaue Färbung. Das Blattwerk, das vom Sturm gepeitscht wurde, schimmerte in den gleichen Farben, die auch schon in Vepaja den Eindruck des Unirdischen hervorgerufen hatten. Aber so schön der Anblick auch war – ich konnte ihn nicht genießen. Ein seltsames Schicksal hatte mich an diese Küste

geführt, an der sich, wie ich annehmen mußte, auch Duare befand; jetzt waren meine Gedanken darauf gerichtet, Vorteil aus diesem glücklichen Zufall zu ziehen und den Versuch zu unternehmen, sie zu finden und zu befreien.

Ich konnte nur annehmen, daß die Entführer einen Landeplatz an der Küste irgendwo zu meiner Rechten gefunden hatten – in der Richtung, die auch die SOFAL eingeschlagen hatte. Da ich keinen anderen Hinweis hatte, begann ich sofort den Hang des Cañons zu erklimmen.

Oben angekommen, hielt ich einen Augenblick inne, um mich zu orientieren. Soweit ich sehen konnte, erstreckte sich vor mir ein welliges Hochland. Aus dem saftigen Gras erhoben sich hier und da malerische Baumgruppen. Im Innern des Landes ragte dahinter eine im Dunst kaum erkennbare Bergkette auf. Mein Weg führte mich an der Küste entlang nach Osten – ich bediene mich hier der irdischen Bezeichnungen – , die Berge lagen im Norden zum Äquator hin, wobei ich natürlich davon ausging, daß ich mich auf der südlichen Venushalbkugel befand. Dementsprechend lag das Meer in südlicher Richtung. Ich blickte hinaus und entdeckte sofort die SOFAL, die weit draußen offensichtlich in östlicher Richtung steuerte. Anscheinend führte man meine Befehle aus und

wartete ab, bis eine Landung an der Küste möglich war.

Ich begann meinen Marsch. Auf jeder Erhebung blieb ich stehen und sah mich um – in der Hoffnung, eine Spur von den Gesuchten zu entdecken. Spuren entdeckte ich genug, allerdings keine menschlichen Spuren. Riesige Herden grasten auf der blumenübersäten violetten Ebene, wobei viele Tiere, die ich genauer sehen konnte, eine große Ähnlichkeit mit irdischen Tieren zu haben schienen, wenn es auch gewisse grundsätzliche Unterschiede gab. Die außergewöhnliche Vorsicht, mit der sie mir begegneten, und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen ließen darauf schließen, daß sie Feinde hatten, zu denen wohl auch der Mensch gehörte.

Da diese Feinde auch mir gefährlich werden konnten, war ich auf der Hut. Ich hatte den wütenden Basto nicht vergessen, den Kamlot in Vepaja erlegt hatte, und obwohl ich noch keine Tiere vergleichbarer Größe in meiner Nähe ausgemacht hatte, erinnerten mich einige weiter entfernt grasende Lebewesen zu sehr an unser Erlebnis, als daß ich hätte beruhigt sein können.

Ich schritt hastig aus, denn ich fürchtete um Duares Sicherheit. Ich hatte das Gefühl, daß meine Suche vergeblich sein könnte, wenn ich sie nicht gleich am ersten Tag fand. Wie ich annahm, waren die Klangan in der Nähe der Küste gelandet

und dort bestimmt bis Tagesanbruch geblieben. Ich hoffte, daß sie sogar länger gerastet hatten. Wenn sie sofort weitergeflogen waren, hatte ich kaum eine Chance, sie jemals ausfindig zu machen, und ich zehrte von der Hoffnung, sie zu finden, ehe sie sich wieder in die Lüfte erhoben.

Das Hochland war von vielen kleinen Schluchten und Spalten durchzogen, die zur Küste hinabliefen. In fast allen verliefen Flüsse verschiedener Größe, die jedoch kein Hindernis für mich waren. Nur einmal mußte ich einen größeren Strom durchschwimmen.

Wenig später entdeckte ich auf dem Hochland ein riesiges, katzengleiches Wesen, das sich an eine Art Antilopenherde heranschlich; aber obwohl ich mich unbefangen näherte, nahm es keine Notiz von mir.

Ich erreichte eine kleine Vertiefung. Als ich sie durchquert hatte, war das Tier nicht mehr zu sehen. Aber ich hätte mich auch nicht mehr dafür interessiert, weil plötzlich Geräusche vor mir laut wurden, die aus der Entfernung herüberklangen. Deutlich war das Rufen von Männern und das unmißverständliche Summen einer amtorischen Pistole zu hören.

Ich suchte hastig den Horizont ab, konnte jedoch nichts entdecken; aber ich wußte jedenfalls, daß sich vor mir Menschen befanden und daß offensichtlich gekämpft wurde. Meine Phantasie gaukelte mir sofort eine Duare vor, die in höchster Gefahr schwebte,

obwohl der Kampf ebensogut nichts mit ihr oder ihren Entführern zu tun haben mochte.

Ich begann zu laufen, und der Lärm wurde lauter. Er führte mich schließlich an den Rand eines breiten Cañons, der einen atemberaubend schönen Anblick bot. In der Talsohle wand sich ein gewaltiger Fluß dahin.

Aber weder die Schönheit des Tales noch die Breite des Flusses konnten mich lange von der Szene ablenken, die sich dort unten abspielte und die mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. An einer Felsgruppe am Ufer des Flusses sah ich sechs Gestalten. Fünf waren Klangen, die sechste war eine Frau.

Duare!

Ihnen gegenüber hockten etwa zehn haarige, menschenähnliche Wesen hinter Felsen und Bäumen und schleuderten Steine auf die Belagerten und schossen Pfeile ab. Die Wilden und die Klangen beschimpften sich, und es war das Geschrei gewesen, das ich aus der Entfernung gehört hatte, vermischt mit dem Summen der Pistolen der Vogelmenschen.

Drei der Klangen waren offensichtlich tot; die beiden anderen kauerten mit schußbereiten Pistolen hinter dem Felsen und verteidigten sich. Auch Duare beteiligte sich an dem Kampf. Die Wilden schleuderten ihre Steine, sobald sich einer der Belagerten sehen

ließ; ihre Pfeile schossen sie dagegen in die Luft, so daß sie hinter dem Felsen niederfielen.

Zwischen den Bäumen und hinter den Felsen lagen einige Wilde, die die Klangen niedergestreckt hatten, aber obwohl Duares Verteidiger dem Feind schwere Verluste zugefügt hatten, konnte kein Zweifel an dem Ausgang des Kampfes bestehen.

Die eben beschriebenen Einzelheiten nahm ich in Sekundenschnelle auf und verschwendete keine Zeit. Jeden Augenblick konnte Duare von einem der Pfeile getroffen werden. Ich mußte die Aufmerksamkeit der Wilden irgendwie von ihr ablenken.

Ich befand mich etwas hinter ihnen – eine vorteilhafte Position. Ein indianisches Kriegsgeheul ausstoßend, sprang ich auf und raste den Abhang hinab, wobei ich gleichzeitig meine Pistole abfeuerte. Augenblicklich änderte sich das Bild unter mir. Verwirrt sprangen die Wilden auf, um sich dem unerwarteten neuen Gegner zuzuwenden; gleichzeitig erkannten mich die beiden Klangen und kamen mir zu Hilfe.

Wir schossen sechs Wilde nieder, ehe sich die übrigen zur Flucht wandten; doch zuvor wurde noch einer der Klangen von einem Stein zwischen die Augen getroffen und stürzte zu Boden. Als die Gefahr vorüber war, ging ich sofort zu ihm, in der Annahme, daß er nur betäubt war. Doch offen-

sichtlich hatte ich die Kraft unterschätzt, mit der die primitiven Wesen ihre Steine schleuderten. Der Schädel des Vogelmenschen war völlig zertrümmert.

Nun eilte ich zu Duare. Sie hatte sich aus ihrer Deckung erhoben, die Pistole in der Hand. Sie sah zerzaust und müde aus, aber ansonsten schien ihr das fürchterliche Erlebnis nicht weiter geschadet zu haben. Ich bildete mir ein, daß sie sich über mein Erscheinen freuen mußte, denn sicherlich zog sie mich den haarigen Wesen vor, vor denen ich sie gerettet hatte; doch in ihren Augen zeigte sich eine Spur von Angst, als wüßte sie nicht, wie ich sie jetzt behandeln würde. Ich mußte mir zu meiner Schande eingestehen, daß ihre Befürchtungen im Hinblick auf mein bisheriges Verhalten nicht ganz grundlos waren, und schwor mir, daß sie sich niemals wieder über mich beklagen sollte. Ich wollte ihr Vertrauen gewinnen – in der Hoffnung, daß sich die Liebe dann schon von selbst einstellen würde.

Als ich zu ihr trat, musterte sie mich kühl – und das schmerzte mehr, als ich sagen kann. In ihrem Gesicht stand eher eine Resignation gegenüber den neuen Leiden, die meine Anwesenheit bringen mochte.

»Sind Sie verletzt?« fragte ich. »Ist alles in Ordnung?«

»Durchaus«, erwiderte sie und sah hinter mich. Ihr Blick wanderte über den Hang, an dem ich so plötzlich erschienen war. »Wo sind die anderen?« fragte sie unruhig.

»Welche anderen?« fragte ich.

»Die Männer der SOFAL, mit denen Sie nach mir gesucht haben?«

»Ich bin ganz allein gekommen.«

Ihr Gesichtsausdruck verdüsterte sich, als sie das hörte. »Warum sind Sie allein gekommen?« fragte sie ängstlich.

»Um ehrlich zu sein – es war reiner Zufall, daß ich noch rechtzeitig eingreifen konnte«, erklärte ich. »Als wir Ihr Verschwinden bemerkten, gab ich Befehl, das Ende des Sturmes vor der Küste abzuwarten und dann sofort eine Suchexpedition loszuschicken. Doch gleich darauf wurde ich über Bord geschwemmt – was sich jetzt als höchst vorteilhaft erwiesen hat –, und als ich mich unverletzt an der Küste wiederfand, galt natürlich mein erster Gedanke Ihnen. Ich war auf der Suche nach Ihnen, als ich das Geschrei und das Zischen der Pistolenschüsse hörte.«

»Sie sind jedenfalls rechtzeitig gekommen«, sagte sie. »Aber was jetzt? Was haben Sie mit mir vor?«

»Ich werde Sie so schnell wie möglich zur Küste zurückbringen«, erwiderte ich, »und der SOFAL signalisieren. Man wird dann ein Boot schicken, das uns aufnimmt.«

Duare nahm meine Worte mit sichtlicher Erleichterung auf. »Die ewige Dankbarkeit meines Vaters, des Jong, wird Ihnen sicher sein, wenn Sie mich unverletzt nach Vepaja zurückbringen.«

»Seiner Tochter gedient zu haben, ist mir Belohnung genug«, erwiderte ich, »obwohl es mir nicht gelingen will, auch ihre Dankbarkeit zu erringen.«

»Die ist Ihnen bereits gewiß für das, was Sie eben getan haben«, sagte sie freundlich.

»Was ist aus Vilor und Moosko geworden?« fragte ich.

»Sie sind über den Fluß geschwommen und in diese Richtung davongelaufen.« Sie deutete nach Osten.

»Warum haben die Klangan nicht ebenfalls die Flucht ergriffen?«

»Weil sie den Befehl hatten, mich zu beschützen. Sie können nicht viel mehr, als den Befehlen anderer zu gehorchen – und sie können kämpfen. Da sie nicht intelligent sind und keine Phantasie haben, eignen sie sich ausgezeichnet für den Kampf.«

»Ich verstehe nicht, warum sie nicht einfach weggeflogen sind und Sie mitgenommen haben, als sie erkennen mußten, daß sie nicht gewinnen konnten.«

»Als sie zu diesem Schluß kamen, war es zu spät. Sie hätten nicht fortfliegen können, ohne von den Kloonobargan getroffen zu werden.«

Dieses Wort ist ein sehr interessantes Beispiel für den Aufbau eines amtorsischen Substantivs. In der Umgangssprache bedeutet es ›Wilde‹, wörtlich heißt es ›haarige Männer‹. Die Einzelform ist *Nobargan*. *Gan* ist ›Mann‹, *bar* heißt ›Haar‹. *No* ist eine Kurzform des Wortes *not* (mit) und wird als Vorsilbe gebraucht, wie wir die Nachsilbe *ig* verwenden; *nobar* bedeutet daher ›haarig‹. Bekanntlich wird die Mehrzahl durch die weitere Vorsilbe *Kloo* ausgedrückt, so daß sich schließlich das Wort *Kloonobargan* ergibt.

Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß die vier Klangan nicht mehr lebten, machten wir uns auf den Weg zum Ozean. Unterwegs erzählte mir Duare, was sich in der letzten Nacht an Bord der SOFAL ereignet hatte, und ich stellte fest, daß Gamfors Vermutungen richtig gewesen waren.

»Warum hat man Sie überhaupt mitgenommen?« fragte ich.

»Vilor war an mir interessiert.«

»Und Moosko wollte nur entfliehen?«

»Ja. Er nahm an, daß man ihn umbringen würde, wenn das Schiff Vepaja erreichte.«

»Und wieso hofften die beiden, in diesem wilden Land zu überleben?« fragte ich. »Wußten sie denn, wo sie gelandet waren?«

»Sie vermuteten, daß es Noobol war«, erwiderte sie, »aber sie wußten es nicht sicher. Jedenfalls haben die Thoristen eine Gruppe von Agenten in Noobol, die in der Bevölkerung Unfrieden stiften soll, damit eines Tages die Regierung gestürzt werden kann. Einige Agenten leben in einer Stadt an der Küste, und Moosko wollte diese Stadt erreichen, damit sie ihm weiterhelfen konnten. Jedenfalls wollte er Vilor und mich mit nach Thora nehmen.«

Wir schwiegen eine Zeitlang. Ich ging einige Schritte vor Duare, während der Angan die Nachhut bildete. Er hatte den Kopf gesenkt und war unnatürlich still.

»Ich bin nicht verwundet, Kapitän«, erwiderte er auf meine Frage.

»Was ist dann mit dir los? Bist du traurig, weil deine Kameraden tot sind?«

»Nicht deshalb«, sagte er, »es gibt in unserer Heimat noch viele Klänge. Nein, ich bin wegen meines eigenen Todes traurig.«

»Aber du bist doch gar nicht tot!«

»Ich werde es bald sein«, erwiderte er.

»Wie kommst du darauf?« fragte ich.

»Wenn ich auf das Schiff zurückkehre, wird man mich umbringen für das, was ich getan habe. Wenn ich nicht zurückkehre, werde ich hier umkommen. Niemand kann in einem solchen Land allein leben.«

»Wenn du mir gut dienst und gehorchst, wird dir an Bord der SOFAL kein Leid geschehen«, versicherte ich ihm.

Diese Worte erfreuten ihn sichtlich. »Ich werde Ihnen gehorchen«, versprach er, und wenig später lächelte und sang er wieder, als hätte er keine Sorgen und wüßte nicht, daß es so etwas wie den Tod gab.

Wenn ich mich gelegentlich zu meinen Gefährten umdrehte, bemerkte ich, daß mich Duare anblickte und daß sie den Blick hastig senkte, als ob ich sie bei einer unerlaubten Handlung überrascht hätte. Ich hatte sie nur angesprochen, wenn es nötig war, weil ich endlich einen Ausgleich für mein früheres Verhalten schaffen wollte, indem ich mich zurückhielt. Ich hoffte, daß sie sich beruhigen würde.

Allerdings fiel mir diese Rolle nicht leicht, denn das Verlangen, sie in die Arme zu nehmen und ihr

meine unendliche Liebe zu gestehen, war noch nie so mächtig gewesen. Aber da es mir bisher gelungen war, mich zurückzuhalten, war ich entschlossen, auch weiterhin den Schweigenden zu spielen – jedenfalls solange mich Duare nicht ermutigte. Bei dem Gedanken, daß sie mich irgendwie ermutigen könnte, mußte ich wider Willen lächeln.

Zu meiner Überraschung sagte sie plötzlich: »Sie sind sehr still. Was ist los?«

Es war bisher noch nicht vorgekommen, daß sie von sich aus ein Gespräch eröffnet oder mir Grund zu dem Glauben gegeben hatte, daß ich überhaupt als Persönlichkeit für sie existierte.

»Nichts ist mit mir los«, erwiderte ich. »Allerdings macht mir Ihr Wohlergehen Sorge, und ich überlege, wie ich Sie möglichst schnell an Bord der SOFAL schaffen kann.«

»Sie sprechen gar nicht mehr mit mir«, klagte sie. »Bisher haben Sie immer sehr viel zu erzählen gehabt.«

»Wahrscheinlich zuviel«, gab ich zu, »aber wie Sie sehen, versuche ich, Ihnen nicht mehr auf die Nerven zu fallen.«

Sie senkte den Blick. »Sie würden mir nicht auf die Nerven fallen«, sagte sie fast unhörbar; doch als ich nun so plötzlich aufgefordert war, das zu tun, wonach ich mich so sehr gesehnt hatte, war ich

wie betäubt. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. »Sie müssen verstehen«, fuhr sie im Gesprächston fort, »die Situation hat sich völlig verändert. Die Regeln, die für mein Zusammenleben mit meinem Volk gegolten haben, treffen natürlich hier nicht mehr zu.

Ich habe in letzter Zeit viel nachgedacht – und auch über Sie. Das hat schon damals begonnen, als ich Sie zum erstenmal im Garten von Kooaad sah. Ich stellte mir vor, daß es nett sein müßte, einmal mit anderen Menschen zu sprechen. Die Männer und Frauen, die Zutritt hatten zum Hause meines Vaters, des Jong, fand ich langweilig, aber das Gesetz hatte mich zu einem Sklaven und Feigling gemacht. Ich wagte es nicht, die Dinge zu tun, die ich gern tun wollte. Ich wollte schon immer mit Ihnen sprechen, und bis wir wieder an Bord der SOFAL sind, bin ich frei von den Gesetzen Vepajas, und ich werde tun, was ich möchte. Ich werde mit Ihnen sprechen.«

Diese naive Erklärung enthüllte mir eine völlig neue Duare, in deren Gegenwart es mir schwerer denn je fallen würde, das Gespräch auf rein platonischer Ebene zu halten; und doch entschloß ich mich, meinem Vorsatz treu zu bleiben.

»Warum sagen Sie nichts?« fragte sie, als ich nicht sofort antwortete.

»Ich weiß nicht, worüber ich sprechen soll«, gab ich zu, »wenn wir uns nicht über die eine Sache unterhalten können, die mich vor allem beschäftigt.«

Sie schwieg einen Augenblick mit nachdenklich gerunzelter Stirn und fragte dann anscheinend ahnungslos: »Und was wäre das?«

»Die Liebe«, erwiderte ich und sah ihr in die Augen.

Sie senkte den Blick, und ihre Lippen begannen zu zittern. »Nein!« rief sie, »darüber dürfen wir nicht sprechen. Es wäre falsch und böse.«

»Ist die Liebe etwas Böses in Amtor?« fragte ich.

»Nein, nein – das meine ich nicht«, sagte sie hastig, »aber Sie dürfen mit mir nicht darüber sprechen, ehe ich zwanzig bin.«

»Darf ich es dann, Duare?«

Sie schüttelte den Kopf – ein wenig traurig, wie ich glaubte. »Nein, nicht einmal dann«, sagte sie. »Es wäre Sünde, denn ich bin die Tochter eines Jong.«

»Vielleicht ist es dann besser, wenn wir uns überhaupt nicht unterhalten«, sagte ich düster.

»O doch – unterhalten wir uns!« bat sie. »Erzählen Sie von der seltsamen Welt, aus der Sie kommen.«

Um sie abzulenken, tat ich ihr den Gefallen, und während ich sprach, verschlang ich sie mit den Augen, bis wir schließlich den Ozean erreichten. Weit draußen konnte ich die SOFAL erkennen, und ich mußte mir überlegen, wie wir ihr ein Signal geben konnten.

Auf beiden Seiten des Cañons, der den Fluß zur Küste führte, erhoben sich mächtige Felsklippen, die auf unserer Flußseite höher aufragten als auf der anderen. Wir begannen den anstrengenden Aufstieg. Ich mußte Duare sehr oft stützen, so daß ich fast ständig den Arm um sie gelegt hatte.

Zuerst fürchtete ich, daß sie sich meiner Berührung widersetzen würde, aber sie sagte nichts. Auch wenn ich meinen Arm zuweilen etwas länger um sie legte, als eigentlich nötig war, löste sie sich nicht von mir.

Als wir die Spitze der Klippen erreicht hatten, suchte ich mit Hilfe des Angan hastig Holz und Blätter zusammen und entzündete ein Feuer, dessen Rauch von der SOFAL gesehen werden konnte – ob man das Signal allerdings richtig deuten würde, wußte ich nicht.

Die See war noch immer so unruhig, daß sich kein Boot aussetzen ließ, aber wenn die SOFAL näher an die Küste herankam, konnte uns der Angan hinübertragen. Die augenblickliche Entfernung schien mir jedoch zu groß zu sein;

und ich zögerte, Duare den Gefahren dieses langen Fluges auszusetzen, zumal der Angan gegen den Wind fliegen mußte.

Von hier oben hatten wir einen ausgezeichneten Ausblick auch auf das Land auf der Ostseite des Cañons, und der Angan stieß mich an. »Da kommen Männer«, sagte er.

Ich sah sie sofort, doch sie waren noch weit entfernt, so daß ich sie nicht erkennen konnte. Allerdings ließ sich schon jetzt sagen, daß sie nicht der Rasse der Wilden angehörten, die Duare und die Klangen angegriffen hatten.

Die Zeit begann zu drängen, und ich begann noch zwei Feuerstellen anzulegen, damit es an Bord der SOFAL jedem klar werden mußte, daß es sich um ein Signal und nicht um ein Lagerfeuer handelte.

Ob die SOFAL unsere Rauchsäule bemerkt hatte, wußten wir nicht; die Männer auf der anderen Seite des Cañons waren jedenfalls darauf aufmerksam geworden und würden zweifellos herüberkommen. Sie kamen immer näher, und es war bald zu erkennen, daß sie bewaffnet waren und der gleichen Rasse angehörten wie die Vepajer.

Sie waren noch ein gutes Stück entfernt, als wir feststellten, daß die SOFAL ihren Kurs änderte und auf die Küste zuhielt. Unsere Kameraden hatten das Signal gesehen und kamen uns zu Hilfe – aber

konnten sie rechtzeitig zur Stelle sein? Für uns entschied das Rennen über Leben und Tod. Der Wind war wieder stärker geworden, und das Meer schien zu kochen. Ich fragte den Angan, ob er gegen den Sturm anfliegen konnte. Ich hatte mich entschlossen, Duare sofort loszuschicken, wenn es möglich war.

»Allein ließe es sich vielleicht schaffen«, sagte er, »aber mit einer Last möchte ich es bezweifeln.«

Wir beobachteten die SOFAL, die langsam immer näher kam. Und wir verfolgten den Anmarsch der Männer. Es konnte kein Zweifel mehr bestehen, wer uns zuerst erreichen würde, und es war meine einzige Hoffnung, daß die SOFAL noch rechtzeitig so nahe herankam, daß es der Angan wagen konnte, mit Duare loszufliegen.

Jetzt hatten die Männer die Spitze der Klippen auf der anderen Seite des Cañons erreicht und beobachteten uns. Sie schienen zu beraten, was sie tun sollten.

»Ich kann Vilor erkennen!« rief Duare plötzlich.

»Und Moosko«, fügte ich hinzu. »Ich sehe beide.«

»Was sollen wir tun!« rief Duare verzweifelt. »Oh, ich darf nicht wieder in ihre Hände fallen!«

»Das soll auch nicht geschehen.«

Jetzt kamen sie den Hang des Cañons herab. Wir sahen, wie sie den Fluß durchschwammen und zum Fuße der Klippe vordrangen, auf der wir uns befanden. Währenddessen kroch die SOFAL weiter auf die Küste zu. Ich trat an den Rand der Klippe und sah auf die Männer hinunter. Sie hatten den Hang schon zur Hälfte überwunden.

»Wir können nicht länger warten«, sagte ich und wandte mich an den Angan. »Nimm die Janjong und bring sie zum Schiff. Es ist jetzt schon ziemlich nahe, und du kannst es schaffen. Du *mußt* es schaffen!«

Er machte Anstalten, meinen Befehl auszuführen, aber Duare wich vor ihm zurück. »Ich lasse mich nicht wegbringen«, sagte sie ruhig. »Ich lasse Sie hier nicht allein!«

Für diese Worte hätte ich mit Freuden mein Leben hingegeben. Wieder hatte mir Duare eine neue Seite ihres Wesens enthüllt. Das hatte ich nicht von ihr erwartet, denn ich war nicht der Meinung, daß sie mir etwas schuldig war. Im Grunde konnte man ein solches Opfer von einer Frau nur erwarten, wenn sie es für den Mann brachte, den sie liebte. Einen kurzen Augenblick lang war ich wie von Sinnen, doch dann nahm ich mich wieder zusammen. Die Männer mußten uns bald erreicht haben... Im gleichen Augenblick sah ich schon den ersten Verfolger auf uns zulaufen.

»Nimm sie!« schrie ich dem Angan zu. »Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren!«

Er versuchte sie zu greifen, doch sie wich ihm aus. Jetzt hielt ich sie fest – und alle guten Vorsätze wurden davongeschwemmt. Ich nahm sie in meine Arme, drückte sie an mich und küßte sie. Dann winkte ich den Vogelmenschen heran.

»Beeil dich!« rief ich. »Sie kommen!«

Er breitete seine mächtigen Flügel aus und erhob sich mit dem Mädchen in die Luft. Duare streckte die Arme aus. »Schick mich nicht fort von dir, Carson, nein! Ich liebe dich!«

Aber es war zu spät; selbst wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich den Angan nicht zurückgerufen, denn im gleichen Augenblick fielen die Männer über mich her.

SowurdeichimLandeNooboolgefangengenommen, ein Abenteuer, das nichts mehr mit dieser Geschichte zu tun hat; aber ich fand mich in dem Bewußtsein mit meinem Schicksal ab, daß mich die Frau meines Herzens liebte.

- ENDE -